

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1939

8 (19.2.1939)

Der Führer

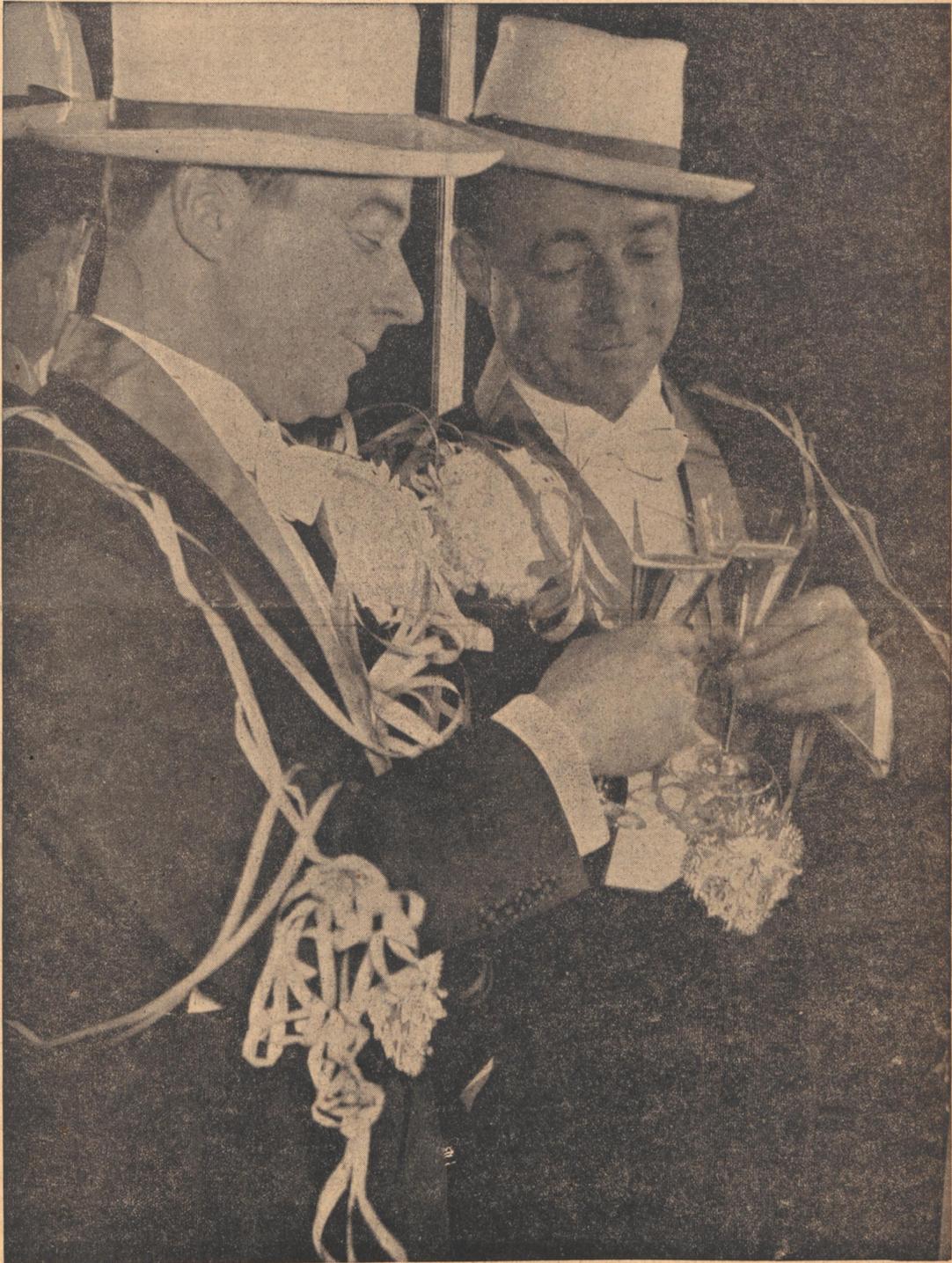
AM SONNTAG

Samstag, 19. Februar 1939

Folge 8 / Jahrgang 1939

Vertauschte MASKEN

Von
Fritzi Ertler



Heinz Rühmann trinkt sich selbst zu

Aufl.: Schirner, Berlin

In dem geräumigen Präfektor des Fabrikbesizers steht der erste Buchhalter erkannt vor seinem Chef. Was will denn eigentlich der Mann von ihm! Das ist doch sehr unangenehm, was er im Sinne hat.

„Also Bernhard“, nimmt jetzt der Chef das Wort. „Ich will den Hausball unserer Fabrik besuchen, aber ich will ihn unerkannt besuchen, verstehen Sie das? Ich will nicht Chef sein, dem sich die Leute nur auf einige Meter Distanz zu nähern wagen, ich will unter meinen Mitarbeitern sein, mit ihnen froh sein und deshalb müssen Sie mir helfen. Sie haben meine Größe, wir haben beide schwarze Haare. Verraten Sie den Angestellten, unter welcher Maske Sie den Ball besuchen werden. Dann komme ich in dieser Maske, das Wissen werde ich nicht lüften und erst nach Mitternacht erscheint der Chef der Fabrik, er hat eher keine Zeit, verstehen Sie mich?“

Bernhard nickt gezwungen! Das konnte ja läbel ausgehen. Bernhard weiß, daß der Chef beim Personal nicht sehr beliebt ist. Es ist das weniger die Schuld des Geizhalsen, als die Tatsache, daß sich keiner der Angestellten an den Chef herantraut. Wenn wirklich einmal den Mut einer fassen und mit dem Brotgeber sprechen will, dann weiß Bernhard das zu verhindern. So bekommt der Chef nie die Wahrheit zu hören. Der Buchhalter hat gleichsam eine Mauer um ihn gezogen, hat ihm das Personal und die Arbeiter entfremdet und sich selbst auf einen sehr gefährdeten und sehr beneideten Posten gesetzt.

Fred Reichner ist überzeugt, daß seine Arbeiter und seine Angestellten sehr zufrieden mit ihrem Lohne sind, denn sonst wären doch Beschwerden nicht so selten gewesen. Reichner selbst ist unglücklich verheiratet und hat an seiner nörgelnden, ewig unzufriedenen Frau genug zu tragen.

Bernhard verläßt mißmutig das Kontor Reichners. Aber was soll er tun? Reichner hat sich nun einmal in den Kopf gesetzt, den Ball unter der Maske, die der Buchhalter für sich wählen will, zu besuchen, er muß den Willen des Fabrikanten erfüllen.

So erzählt er seiner Stenotypistin so ganz nebenbei, daß er den Hausball der Fabrik als Maharadscha besuchen wird.

Als den Ballsaal dann bei Beginn des Festes ein hochgemachener und vollkommen maskierter Maharadscha betritt, weiß jeder Besucher im Saale, daß hinter diesem Maharadscha der gefährdete und beneidete Buchhalter steckt.

Reichner hat geglaubt, daß er sich in diesem Saale würde unterhalten können. Jetzt merkt er, daß er respektvoll gemieden wird, daß in seiner Nähe jede übermütige Stimmung erstickt, die sich an den anderen Tischen so froh bemerkbar macht. Ja, je weiter der Abend voranschreitet, um so einsamer wird es dem Maharadscha.

„Willst du mir nicht ein wenig Gesellschaft leisten?“ Reichner legt einer entzückenden kleinen Pierrette den Arm um den Hals. Mit einer bräunlichen Bewegung entwindet sich die Kleine dieser Umarmung. „Sie wissen, Herr Bernhard, daß wir zwei nichts mehr miteinander zu schaffen haben!“ sagt die Pierrette zornig.

„Warum“, fragt Reichner mit verstellter Stimme, „bist du mir noch immer böse?“

„Böse?“ die Augen des Mädels blitzen. „Ich bin Ihnen nicht nur böse, ich verachte Sie!“

Reichner zuckt zusammen. Aber das alles gilt ja nicht ihm, sondern seinem Buchhalter, für den er gehalten wird. In ihm erwacht ein Mißtrauen. War er eigentlich der Chef seines Unternehmens oder hatte sich hier einer breitgemacht, dem er vertraut hatte? War die abweisende Kleine nur privat auf den Buchhalter verärgert, oder hatte diese Verärgerung tiefere Gründe.

„Das ist feige von dir, daß du dich nicht ausdrückst“, sagt er zu der Kleinen. „Alles im Leben ist wieder einzurennen, wenn man ernstlich will. Aber du läufst mir davon, sagst mir nicht, was du hast . . .!“

„Jetzt hören Sie aber auf!“ Die Pierrette wird unter Fuder und Schminke tiefrot. „Als ob es nicht eine ganz unentschuldbare Grausamkeit gewesen wäre, die arme Verta zu entlassen, nur weil sie den Herrn Reichner liebt. Die Verta kann doch nichts dafür, daß sie ihn gern hat und außerdem hat sie zu Hause eine frange Mutter und einen kleinen Bruder zu ernähren. Sie haben bei Herrn Reichner so lange gehes, bis die Verta gehen mußte. Immer wollen Sie nur überall sein, immer nur soll man vor Ihnen kriechen! Zum Chef kommt man überhaupt nicht! Sie haben die Verta gerne gesehen und die hat Sie abgewiesen, Herr Bernhard, das freut uns alle“, sezt sie trotzig hinzu. „So, jetzt können Sie mich auch entlassen“, spottet sie und mischt sich unter die Masken.

Der Maharadscha verläßt bald darauf das Fest. In seiner Wohnung steht vor dem Spiegel ein großer Mann in schwarzem Frack. „Die Verta liebt mich“, sagt er sinnend. „Wenn ich nur eine Ahnung hätte, wer diese Verta ist? Also deshalb sah ich dem Herrn Buchhalter schon über das ganze Gesicht das Mißvergnügen an meinem Vorschlag an.“

Als der Chef um Mitternacht den Ballsaal betritt, wird er gezwungen begrüßt. Er hält sich auch nicht lange auf, tanzt überhaupt nicht und verläßt den Ball schon nach einer Stunde wieder.

Am nächsten Morgen steht Bernhard etwas unfröhlich vor Reichner. „Bringen Sie mir einmal die Personalliste!“ ersucht ihn dieser kurz. Reichner stellt die Liste durch. „Warum ist eigentlich diese Verta abge-

noch vor Weihnachten entlassen worden?“ fragt Reichner so nebenhin den Buchhalter.

Dieser wird blaß. „Weil sie eine unfähige Person war. Sie haben ja den blauen Brief selbst unterschrieben“, sezt er hinzu, als er das finstere Gesicht seines Chefs sah.

„Schreiben Sie dem Mädels, daß sie morgen zu mir kommen soll, ich habe mit ihr zu reden!“

Am nächsten Morgen steht der Buchhalter vor Reichner. Fräulein Adgel ist erkrankt“, sagt er unterwürfig, „sie kann momentan nicht kommen.“ „Wo wohnt das Mädels?“

Unfröhlich nennt Bernhard die Adresse. Etwas später steht Reichner in einer dunklen Stube vor einem schmalen Bett. Müde schleppt sich eine alte Frau durch das Zimmer. Tränen in den Augen, während ein armer kleiner Kerl abnungslos kindlich spielt.

„Sie ist nicht mehr zu retten!“ Die Stimme der Mutter erklingt in Tränen.

Reichner steht auf die kranke Frau. Dann streicht seine Hand leise liebeduldig über die schweren schwarzen Flechten. Also diese Frau liebt ihn! Jetzt konnte er sich auch an die Kontoristin erinnern, deren schönes Gesicht ihm einmal aufgefallen war. „Wie schön das ist“, dachte er bei sich, „wenn

wir wissen, daß uns ein Mensch liebt. Auch wenn wir nicht für ihn empfinden, so ist es uns doch, als hätte dieser Mensch ein Geschenk für uns in Händen, das er uns immer wieder gibt, sobald wir mit ihm zusammenkommen!“

Der Fabrikbesitzer besucht das kleine Mädels öfter und unter gewissenhafter ärztlicher Behandlung und guter Pflege überwindet Verta die schwere Krankheit.

Dann kommt die Stunde, die Verta und ihre Angehörigen in einer sauberen Umgebung sieht. „Ich selbst kann Sie nicht in meinem Betrieb aufnehmen“, sagt Reichner zu dem Mädels, „aber ich werde Sie gut unterbringen bei einer anderen Firma.“ Er verrät nichts von dem, was ihm die kleine Pierrette gesagt hat, aber er behält die Gewißheit, daß er geliebt wird, für sich wie ein geheimes Geschenk, sie ist ihm ein warmes Licht im Dunkel seiner kalten, kinderlosen Ehe.

Den Buchhalter Bernhard entläßt er bald darauf.

Sie haben die zwei Menschen erfahren, was ihr Leben in andere Bahnen gelenkt hat, nicht die kleine Verta, für die und deren Familie Reichner väterlich sorgt, und nicht der Buchhalter, dessen Weggehen von den Berufskameraden mit einem frohen Aufatmen begrüßt wird. Das Schicksal trat in ihr Leben im Glitterstand einer vertauschten Maske.

Lustige Spässe berühmter Hofnarren

Von Helmut Martell

Das Amt eines Hofnarren fand an den Höfen des 15. Jahrhunderts im Rang eines Hofpoeten, in späterer Zeit wurden sie auch „lustige Räthe und Zischräthe“ genannt. Den Ursprung der Hof- und Volksnarren bilden die sogenannten Varden, die die Kriegszüge der Kisten begleiteten und die Krieger durch Singen unterhielten. Auch Karl der Franke hatte einige dieser Varden an

hundertst Künz von der Rose in roter Kleidung dargestellt. — Auch Kaiser Karl V. hat sich mit Hofnarren umgeben. Pape Theun hieß sein Narr, der wegen eines allzu groben Scherzes fasten mußte. Daraufhin nagelte Pape Theun sämtliche geheimen Gemächer des Schlosses zu, mit der Begründung, „daß man an einem Hofe, an dem man nicht äße, auch keine geheimen Gemächer brauche“. Wegen eines abermaligen zu groben Scherzes verwies ihn der Kaiser des Landes. Da es dem Narren im fremden Lande nicht gefallen wollte, kam er mit einem Karren voll Erde zurück und setzte sich auf den Karren.

Als der Kaiser seinen alten Hofnarren vom Fenster aus sah, fragte er ihn: wie er sich unterziehen könne, sein Land wieder zu betreten?, worauf der Narr antwortete: ich werde mich wohl hüten, in ihr Land zu kommen, ich bin auf dem Grund und Boden von Lüttich. — Nach dem Reichstag in Regensburg im Jahre 1613 ließ sich der Hofnarr des Kaisers Mathias des Namens Nelle vom Buchbinder ein Büchlein anfertigen, das er dann unter dem Arm trug. Als der Kaiser das Buch sah, wollte er wissen, was da drinn stünde. Da antwortete der Narr, er hätte die Reichstagsbeschlüsse hineingeschrieben. Der Kaiser, der in dem Buch nur leere Seiten fand, fragte den Narr, was das zu bedeuten habe. Da meinte der Narr, weil nichts verrichtet wurde, hätte er auch nichts hineinschreiben können. — Der Bischof Giesel in Wien hat den Kaiser Mathias, die Bürger in Wien festzuhalten, damit sie nicht in die Vorstadt Hernalz zur lutherischen Predigt gingen. Darauf befragte der Kaiser seinen Narren, was er dazu meine. Nelle sagte, er solle den Bischof in Hernalz und den Lutheraner in Wien predigen lassen, dann brauche er die Wiener Bürger nicht festzuhalten.

florie, wurde dem Kaiser empfohlen und kam so an den Hof des Königs. Gundling war über alle Maßen eingebildet, von komischem Aussehen und ein unerfährlicher Weintrinker. Seine Kleidung bestand aus einem roten mit schwarzem Samt aufgeschlagenen und goldenen Knopflöchern verzierten, nach neuester Mode mit großen Aufschlägen versehenen Samtrock. Eine lang herabhängende Staatsperücke aus weißem Ziegenhaar wurde von einem Hut mit rotem Federbusch gekrönt. Rotselbene Strümpfe mit goldenen Zwickeln und rote Absätze an den Schuhen vervollständigten das Bild. Mit besonderem Vergnügen sahen die Hofleute und Offiziere Gundling mit wankendem Schritt die Weinschente verlassen. Er wurde dann zu seinem größten Jorn mit Figuren von Döhlen, Feln und Affen behaftet. Als Gundling einmal an einer Tischgesellschaft des Königs teilnahm, wurde ein kleiner Affe heringeführt, der genau so gekleidet war, wie Gundling. In seinen Pfoten trug der Affe ein Schreiben, in dem stand, daß er der leibliche Sohn Gundlings wäre, den dieser zur Zeit seines wilden Ehestandes gezeugt hätte. Zuerst war Gundling über den Scherz sehr erbost, hat dann aber den Affen liebevoll auf seinen Arm genommen. Ein andermal war Gundling bei einem Herrn zu Gast geladen. Man brachte ihn



Friedrich Taubmann (1565-1613)
Aufn.: Helmut Martell (5), Ansmann-Archiv (1)



Der Hofnarr Don Juan de Austria / Gemälde von Velazquez

waren in den Saal, wo der Herzog mit seinen Damen und Herren zu Tische saß. Die Bauern ahnten nichts Gutes und baten den Pfarrer, sie wieder hinaus zu lassen. Der Pfarrer setzte sich aber ohne ein Wort zu reden an die Tafel, während der Herzog und seine Gäste herzlich lachten und den zornigen Bauern ihre Bitte erfüllte. Ein andermal hatte der Pfarrer vier Hofleute zu Gast, die bei ihm übernachteten wollten. Er bewirtete sie sehr freundlich und gab ihnen so viel zu trinken, daß sie ganz benebelt einschliessen. Darauf gab er Weinbische in ihre Betten und tauschte ihre vier schönen Pferde mit seinen elenden Stuten. Als die Hofleute erwachten, schämten sie sich und ritten hülflosweidend auf den alten Pferden des Pfarrers davon.

Sehr berühmt war Taubmann, 1565 geboren, ein sehr gelehrter Mann, Professor der Poesie. Er war weniger Hofnarr als ein Gelehrter am kaiserlichen Hofe, jedoch wegen seiner lustigen und geistreichen Einfälle sehr beliebt. Einst reichte er einem Hofsing die Hand, worauf dieser meinte: „Sie haben gar grobe Hände, die sich zum Dreschen gut schicken würden.“ „Ja, ja“, erwiderte Taubmann, „ich habe den Flegel schon in der Hand“. In Wittenberg klagte man über die blassen und schlechten Weine in den Weinschänken. Taubmann meinte, das läge an dem Hochwasser der Elbe, das nicht nur über die Felder und Wiesen, sondern auch in die Keller und von da in die Fässer laufe.

Das Hofnarrentum hatte in Deutschland um 1500 seine Blütezeit, fast jeder Edelmann hatte seinen Hofnarren, so daß der damalige Reichstag gegen das Narrenwesen strenge Beschlüsse faßte. Aber erst Mitte des 18. Jahrhunderts verschwand der letzte besoldete Hofnarr vom kaiserlichen Hof.

in einer Sänfte dorthin, die unterwegs Eß und Boden verlor. Die Träger hatten den Auftrag, nichts zu bemerken, und so mußte Gundling den weiten Weg, in seinem Karren gefangen, beschwerlich mitlaufen. Gundling erhielt vom König unangenehme Titel, unter anderem wurde er 1726 Kammerherr. Anlässlich einer Abendgesellschaft, Gundling war ein wenig berauscht, zog ihm ein Offizier unbemerkt den Kammerherrnschlüssel aus der Tasche. Gundling, der über den Verlust sehr erschrocken war, wurde schon am nächsten Morgen zum König gerufen, der über den Verlust sehr erschrocken war, und bereits im Besitz des Schlüssels war. Vor zwanzig hohen Offizieren wurde Gundling, der nicht wußte, wo sein Schlüssel war, getadelt und mußte als Buße einen 60 Zentimeter großen hölzernen Schlüssel tragen, der eigens für ihn vom Drechsler angefertigt wurde. Sechs Tage lang erschien er, den großen Schlüssel mit einem blauen Band um den Hals gehängt, am Hofe, dann wurde ihm zu seiner größten Freude der alte Kammerherrnschlüssel wieder zurückgegeben. Schon zu Zeiten hat man dem trunkeleuchtigen Gundling ein Weinsäß als Sarg gezimmet. Als er 1731 starb, wurde er in das schwarz gestrichene Weinsäß gelegt und so begraben.

Ein besonderer Liebhaber von lustigen Räten und Hofnarren war Otto der Fröhliche, Herzog von Steyermark, Sohn Kaiser Albrechts I., der 1339 starb. Zu seinen Lustigmachern gehörte der berühmte Wigand von Tehen, der Pfarrer vom Kalenberg. Eines Tages erschienen vor dem Schloß des Herzogs einige Bauern, die dem Fürsten eine Bitte vortragen wollten. Zu gleicher Zeit kam der Pfarrer zu Besuch und die Bauern baten den Pfarrer, ihnen Eingang beim Fürsten zu verschaffen. Darauf schaute der Pfarrer durch die Tür ins Zimmer und sagte zu den Bauern: „Der Herr sitzt eben im Bade; ihr müßt eilen, damit euch niemand zuvorkommt, daher zieht euch nahtend aus, der Herr wird euch schon im Bade eure Bitte gewähren.“ Die Bauern taten wie ihnen gesagt wurde und der Pfarrer führte sie so wie sie

**Ir gesellen/ kumen har noch ze hant
Wir faren jnn schluraffen landt
Dnd gstecken doch jm mür/vnd sandt**

Das schluraffen schiff
Lüt meyn/vns narren syn alleyn
Wir hant noch brüder groß/vnd fleyn
Jnn allen landen über al
On end list vnser narren zal

c. iiii.

Eine Seite aus Sebastian Brants „Narrenschiff“ 1494



Kunz von der Rose / Zeitgenössischer Stich

seinem Hofe und viele Vardenlieder gesammelt. Im 11. und 12. Jahrhundert saßen dann unzählige Gaukler, Lustigmacher, Schalksnarren, Possenreißer und Spivögel, wie man sie nannte, durch das Land. So hat sich bei der Vermählung des Kaisers Heinrich III. zu Ingelheim im Jahre 1043 eine große Menge solcher Leute eingefunden, die aber ohne Speise und Trank wieder fortgeschickt wurden. Bemerkenswert ist, daß sie allgemein bei den Fürstentöfen beliebt waren, daß sie aber im Deutschen Reich des 13. Jahrhunderts im Sachsenpiegel für recht und ehrlos galten.

Einer der berühmtesten Hofnarren war Kunz von der Rose, Hofnarr Kaiser Maximilian I. Wie dieser seinen Narren immer um sich haben mußte, so war auch Kunz von der Rose, sein treuester Diener, Kaiser Maximilian hatte eine große Schwäche für Ahnenforschung. Sein Gesichtschreiber Stabius, ein Schmeichler des Kaisers, stellte einen Stammbaum auf, der bis in den Kaften Noah reichte. Als Kunz von der Rose den Stammbaum sah, reichte er dem Stabius einen Gulden mit den Worten: „Hab Dank, durch dich habe ich erfahren, daß der Kaiser von Noah her mein naher Vetter ist.“ Der Kaiser war daraufhin von der Sinnlosigkeit einer derartigen Ahnenforschung überzeugt. Ein andermal hat Kunz, um den Kaiser zu belustigen, einen etwas rohen Scherz getrieben, indem er ein Schwein an einen Pfahl band, sämtliche Blinden der Stadt Augsburg zusammenrief und jeden mit einem Knüttel bewaffnete, womit sie das Schwein totschlagen sollten. Darauf schlugen sie nicht nur das Schwein, sondern schlugen auch sich selbst gegenseitig die Köpfe ein. Auf alten Gemälden des 15. Jahr-



Joseph Fröhlich, der Hofnarr August des Starken, besaß in Dresden ein eigenes Haus und ritt jeden Morgen mit spitzem Hut und Hanswurstjackete an den Hof; August II. ließ ihm 99 Narrenkleider machen.

Als der Hofnarr des Kurfürsten Maximilian von Bayern, Jonas, nach Wien kam, wurden dort Soldaten für Verbrechen, die höhere Offiziere verschuldet hatten, an sehr niedrigen Galgen gehängt. Als der Narr das sah, meinte er zu dem General: der Kaiser kann kein Glück haben, man hängt gar zu niedrig, man sollte etwas höher hängen. — Um den Kurfürsten Maximilian von Bayern, über die großen Erfolge, die der Schwedenkönig Gustav Adolph errungen hatte, zu trösten, sagte Jonas zu ihm, Gustav Adolph müsse bald sterben, denn er nimmt gar zu viel ein.

Auch der König von Preußen Friedrich I. hatte einen lustigen Rat mit Namen Fußmann. Als Fußmann gefordert war, wollte die Geistlichkeit ihn nicht auf den Petruskirchhof zu Köln an der Spree, sondern auf einem Gottesacker vor der Stadt beerdigen. Als der König das hörte, befahl er: „Fußmann predige die Wahrheit, er hat meiner selbst nicht geschont, verdient folglich mitten in der Kirche zu liegen, wo nichts als lauter Wahrheit gepredigt werden soll.“ Fußmann wurde nicht weit vom Altar, mitten unter den Geistlichen begraben. — König Friedrich Wilhelm I. suchte, nachdem er zur Regierung gekommen war, einen Gelehrten, der in Abendgesellschaften aus der alten und neuen Geschichte vortragen sollte. Paul Freyherz von Gundling, Professor der Hi-



Der Narrenwagen aus dem Triumphzug Kaiser Maximilians I. Stich von Burgkmaier

Die geheimnisvolle Gondel

Legende zwischen Leben und Tod von Günter Hoffmann

Die Nacht hing hernieder und wurde vom Feuerwerk auf der Lagune begrüßt. Die Musik jauchzte ihr zu. Und die Nacht küßte die Marmorpaläste mit ihren tausendfachen Tippen.

Der heitere Karneval hatte seinen Maskenmantel über Venedig geworfen. Mit seinem bunten Flitter unterfachte er die stolzen und schlaun Venetianer. Sie geborchten ihm und merkten in dem wilden Wirbel nicht, daß er sie überlistet hatte. Der Karneval lachte durch die hellerleuchteten Räume der alten Paläste, in denen er schon seit Jahrhunderten scherzte und jochte.

Es war wie in anderen Jahren auch: die Luft durchzitterte ein leises Singen und Gurren, das von irgendwoher zu kommen schien. Vielleicht kletterte es zwischen den Hängengängen der Häuser, vielleicht gluckte es empor aus dem Schlamm, dem Sumpf oder Nöhricht. Niemand mußte, ob dieses Schwingen in der Luft war oder erst kommen sollte, ob man es hörte oder fühlte.

Die schlante Männergestalt, die an der Marmorpaläste lehnte, dort im Palaste der Galleri, schien den zauberhaften Könen der venetianischen Nacht zu lauschen. An ihm taufchten die Damen in ihren seidnen Gewändern vorbei, und wiegen sich die Paare im Rhythmus lächerlicher Weiten. Hinter den Masken lachte die Luft und lauerie das Verbrechen. Wer wollte wissen, was hinter den Seidenbändern verborgen war, die die Gesichter bedeckten?

Die Musik peitschte das Blut immer schneller durch die Adern; die Paare tanzten wilder und leichter über den glatten Boden. Ein großer Mann in der Tracht eines Dogen wirbelte mit einer schlanken „Orientalin“ durch den Saal. Ergeben hatte sie sich in seinen Arm gelegt, die Augen geschlossen und den Kopf dicht an seinen Kopf geschmiegt. Sein Mund verriet Freude, Stärke und Sinnlichkeit — ihre Lippen ließen heiße Liebe und leise Wehmut ahnen. Wehmut? — Vielleicht sogar Angst.

Der Mann an der Marmorpaläste stand unbeweglich in ihrem Schatten, und beobachtete dieses Paar. — Als die Musik verklang, eilte der Doge mit seiner Tänzerin in eine Nische. Ein Vorhang verbarg sie vor den Blicken des schlanken Beobachters.

An einem Tisch sah ein Mann ohne Maske. Sein mageres Gesicht erschien durch einen weißen Kragen noch knochiger. Um die Augen lagen viele Falten, die sich langsam auf der durchsichtigen, fahlen Haut vertiefen. Auch dieser Mann beobachtete die Nische. Niemand kannte ihn. Er mußte von weit her gekommen sein, denn er benahm sich nicht wie ein Venetianer.

Wier Augen belauerten das Paar. Als die Dabalske hinter dem Vorhang hervortrat, erhob sich der Mann mit dem bageren Gesicht. Er warf sich einen schwarzen Mantel über, sah die Frau an und drehte sich um. Mit langsamen Schritten strebte er dem Ausgang zu.

Die Frau hatte sich an den Dogen geschmiegt und ihre Finger in seinen Rock gefaßt. Sie wollte schreien, konnte es aber nicht. Ihre Augen starrten hinter dem bageren Manne her. Auf den Stufen, die zur Tür führten, blieb der Fremde stehen. Langsam wandte er sein Gesicht der Orientalin zu; sein Kopf machte eine leise Bewegung zur Tür, eine Aufforderung, ihm zu folgen. Da lösten sich die verknäuelten Finger der Frau, die Arme fielen schlaff am Körper herunter, und die Füße trugen sie mit unsicheren Schritten durch die tanzennden Paare. Die Augen blickten unbeweglich aus den Löchern der Maske. Als die Dabalske die meinten Stufen emporstieg, stand der Fremde mit fest zusammengedrückten Lippen und einem kalten, harten Blick vor ihr. Seine Hände hielten den Mantel fest um den Körper gefaßt. Wieder deutete sein Kopf zur Tür. Ohne sich umzudrehen, schritt die Frau in die fahle Nacht hinaus.

Der Doge hatte bisher verständnislos zugehört. Nun haßte er die Stufen hinauf und erreichte die Türe. Er schritt gerade als er gehen wollte. Jörnig schimpfte er mit dem mageren Mann. Als er jedoch in dessen Augen schaute, verknümmte er. Der Blick des Fremden glitt an dem Dogen herab; um seine Lippen spielte ein verächtliches Lächeln. Dann folgte er der Frau.

Durch die lauten Worte waren die Menschen im Saal aufmerksam geworden. Auf ihre Fragen antwortete der Doge immer wieder nur mit den Schultern. Er wußte keine Antwort. Auch der schlante Mann an der Marmorpaläste konnte keinen Aufschluß geben. — Die Musik jauchzte auf, die Tänzer nahmen ihre Damen und drehten sich über ein Menschenheißel hinweg.

Der Jüngling raunte im Vorbeigehen dem Dogen zu: „Auch du . . .!“ Noch ehe der ihn fragen konnte, was das zu bedeuten hätte, schritt er aus dem Saal.

Der Fremde war nicht mehr zu sehen. Nur die Frau stand am Ufer des „Rio“ und schaute auf eine Gondel, die vorsichtig wie eine Kugel auf sie zuschlich. Die Lichter des Palastes spiegelten in dem Wasser; ihre Schatten hufchten über die teppichgeschmückte Freitreppe, zu deren Füßen sich die Gondel geduldig bückte. Die Schatten schenkten allen Dingen ringsum die weiche, tiefe Farbe der Nächte Venedigs.

Die Frau stieg ein. Der Gondolier ruderte das schmale Boot durch das Wasser, das alle Freuden des Lebens, jeden Schimmer Glück und alles Elend der Mensch-

heit kannte. Der Gondel begegneten einige ihrer schnittigen Schwestern. Auch ihnen hatte der Karneval der leicht gewonnenen Liebe den heimtückischen, schwarzen Mantel übergeworfen. Das rote Lämpchen am Bug befaß sich zitternd im Wasser und blinzelte zu den anderen Lämpchen hinüber, die alle verflüchteten, wo eine Gondel fuhr. Eine Gondel, die verbotene Früchte: heiße Küsse, süße Seufzer und geküßelte Worte durch die Schatten der Nacht schmuggelte.

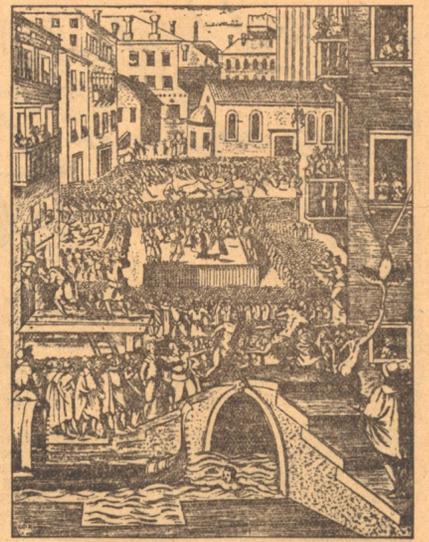
Der schlante Beobachter hatte sich sein Fahrzeug herangewinkt, und folgte im gleichen Abstand der Frau in der geheimnisvollen Gondel. Wenn sich helle Lichter über das Wasser warfen, sah er sie vor sich. Manchmal schien es, als bäume sich die Gondel auf, verbeuge sich, um dann in die herabsinkende Finsternis des Rio zu tauchen.

Am Landeplatz an der Piazzetta hielt sie an. Aus dem Schatten der Säule mit dem Markuslöwen löste sich die Gestalt des Fremden mit dem trübsamen Gesicht. Als die Frau aussteigen wollte, stand der Fremde vor ihr und kredite seine rechte Hand abwendend aus. Da wich sie zurück. Mit einer Handbewegung gab er dem Gondolier zu verstehen, daß er selbst die Gondel führen wollte. Der Ruderer ging an Land, und der Fremde stieg ab.

Ein Lichtstrahl fiel auf das Wasser, wiegte sich wie ein Goldblättchen, schaukelte in die Tiefe, versank im Schlamm und verneigte sich mit der Finsternis der Jahrhunderte, die alle dem Tode gehorcht hatten.

Der Fremde ruderte über den Jahrhunderten dahin Schlag um Schlag. Ihm folgte die Gondel des verliebten Beobachters. Je schneller der Gondolier fuhr, desto schneller ruderte der Fremde. Und doch sah er sich nie um! Aber der junge Mann wollte das Geheimnis der Gondel ergründen. Er sagte: „Schneller!“ Doch, so sehr sich auch der Gondolier bemühte, die Entfernung zwischen den beiden blieb die gleiche. So ging es Schlag um Schlag.

Als sich von den Inseln des Lido her der Morgen ankündigte, hatten die Gondeln noch immer den gleichen Abstand. Da gab es der verliebte Jüngling auf. Die geheimnisvolle Gondel aber fuhr in den jungen Morgen auf das offene Meer hinaus. Sie wurde kleiner und



Karnevalspleie im alten Venedig nach Giacomo Franco. Aufn.: Ansmann-Archiv

kleiner, schrumpfte zu einem winzigen Punkt zusammen. In ihr entführte der Fremde ein junges Leben in die silberne, glitzernde Ewigkeit, und erfüllte das Gesetz dieser Welt.

KLEINE LIEBESPROBE

Von Etry zu Culenburg

Peter war ein Mann, Monika hingegen eine Frau. Diese Feststellung mag als überflüssig erscheinen, jedoch, sie ist nicht ohne Bedeutung.

Genau genommen wäre Monika sogar noch als ein Fräulein zu bezeichnen gewesen. Aber das ist im Augenblick gar nicht so wichtig.

Wichtig ist: Monika und Peter liebten einander. Wichtig ist weiter: Sie hielten sehr wenig Geld.

Aber sie hatten — damit hat diese Geschichte eigentlich schon begonnen — viele, viele Wünsche.

Doch nicht von ihren großen Wünschen, den phantastischen Lustschlößern — wie sie ja alle Liebenden einmal bauen —, soll die Rede sein, sondern von den alltäglichen, erfüllbaren Wünschen, wie sie zum Beispiel ein glühendes Armreifehen oder ein interessantes Buch darstellen.

Monika hatte das begehrte Armreifehen in einer Geschäftsauslage der Sandstraße gesehen. Peters Roman würde in jeder guten Buchhandlung zu kaufen sein. Und beide — dies hatten sie sich in ihrem Inneren versprochen — wollten darnach trachten, einander das Gewünschte zu schenken.

Nun ergab es sich, daß Peter durch eine überraschende Geldermehmung in die Lage kam, nicht nur Monikas, sondern auch seinen Wunsch zu erfüllen. Das Armreifehen und das Buch hatten fast den gleichen Preis; Peter kaufte zuerst das Armreifehen.

Monikas Freude war übergroß. Immer wieder legte sie das kostbar blinkende Schmuckstück um ihre schmalen Handgelenke, abwechselnd bald um das linke, bald um das rechte.

Natürlich wäre Peter verstört gewesen, wenn Monika sein Geschenk nur mit Gleichmut genommen hätte. Trotzdem wurde er nun plötzlich nachdenklich, als er bemerkte, wie unermesslich Monikas Freude an dem Schmuck war.

„Monika!“ rief er sie an. Sie achtete immer noch nicht auf ihn; sie beschaute sich mit dem Armreifehen im Spiegel.

In diesem Augenblick erschraf Peter.

Er überlegte: Gatte Monika seine Gegenwart vergessen? War nur noch allein der Schmuck für sie da? Bedeutete ihr der Gegenstand allein mehr, als dies, wer ihn ihr geschenkt hatte?

Und weiter fragte sich Peter: Ist das am Ende die ganze große Liebe von Monika, deren ich bisher immer so sicher war? Und würde es demnach nicht so sein, daß heute ich es bin, der Monika beglückt, morgen aber ein Geschenk, das von einem anderen Mann kommt, sie in gleicher Weise erfreuen wird?

„Monika!“ rief er noch einmal. „Ja Peter?“

Blitzschnell hatte Peter einen Entschluß gefaßt. „Du liebst mich doch, Monika?“

„Wie oft habe ich dir auf diese Frage schon geantwortet, Peter?“

„Wißt du nicht nur mit Worten ja sagen, sondern mir auch einmal einen Beweis deiner Liebe geben?“

„Gib mir Beweis?“ kam Monika haunend auf Peter zu. „Wie kann ich das?“

„Du liebst mich doch mehr, als dieses Armreifehen, Monika?“ fragte Peter mit erhobener Stimme.

„Zweifelst du denn daran?“

„Ja, wenn du nicht sofort den Armreif zum Fenster hinaus wirfst.“

Monika erstarrte. „Das kannst du doch nicht verlangen, Peter.“

„Du willst also nicht?“

„Es ist doch kein Beweis für meine Liebe, wenn ich das schöne Armband fortwerfe!“ fliegte Monika.

„Ich habe mich also nicht getäuscht“, sagte Peter bitter. „Wage in Auge stehen sie sich gegenüber.“

„Wenn das so ist? Wenn du darauf bestehst?“ erwiderte Monika leise, immer noch erstaunt. Und schritt dann entschlossen zum Fenster.

Sie holte weit aus mit ihrer rechten Hand. Da stürzte Peter auf sie zu.

Aber es war schon zu spät. Monikas Hand war leer. Draußen vor dem Fenster kloß ein Buch vorüber.

„Monika! Arme Monika!“

„Zweifelst du jetzt noch an meiner Liebe, Peter?“

MASKEN FALLEN

Eine Faschings-Skizze von Fritz Kaiser-Jlmenau

Auf seinem Schreibtisch meldete sich das Telefon. Er nahm den Hörer auf.

„Doktor Kürten.“

„Gott sei Dank“, lang die Stimme in dem Apparat, „Sie sind da! Ich machte mir schon Sorgen, Sie womöglich nicht zu erreichen. — Haben Sie Zeit für ein Baby, das Sie besuchen möchte?“

„Baby?“ wiederholte der Jugendliche, hochgewachsene Mann, nicht gleich im Bilde. „Ach so“, fiel es ihm dann ein, „heut ist ja Faschnacht! — Warum nicht!“ überlegte er nicht lang bei seiner Neigung für das Abenteuerhafte. „Wenn das Mädchen nett ist! — Wer ist denn eigentlich dort?“

„Haha!“ lachte es zurück. „Raffiniert diese Frage! Als ob Sie's nicht wüßten!“

„Der Stimme nach sind Sie die Hilde, die Schwester meiner geliebten Braut.“

„Sagen Sie, wie Sie mich im Gedächtnis behalten haben!“

„Aber was hat das alles für einen Zweck, Hilde, Sie suchen ja doch nur einen Faschnachtsnarren!“

„Woraus wollen Sie das schließen? — Ich habe Ihnen gegenüber die Maske so lang tragen müssen, weil Sie meine Schwester zu lieben glaubten. Heute ist Faschnacht, meine Schwester längst glücklich verheiratet. Die Freiheit, die heute noch gestattet, ist morgen beschnitten. Ich nehme sie mir, Ihnen die Wahrheit zu sagen.“

Doktor Kürten fühlte sein Herz bis zum Hals schlagen. Dieses Temperament von Mädel fuhr ins Blut. Es war ihm ja eigentlich nicht neu. Einmal wäre er sogar unbesonnen ihm gegenüber gewesen, wenn Hilde nicht so charaktervoll, ihn in seine Schranken zurückzuweisen, ihrer Schwester zuliebe. Heute war diese Rücksicht nicht nötig. Da suchte Hilde ihr eigenes Recht, das sie damals bei ihm erkannt und seitdem nie mehr vergessen hatte. Das also war der Sinn in des Mädchens Verhalten. Und nun begriff Doktor Kürten auch, warum Hilde gerade die Babymaske für ihren Besuch wählte. So ein kindisches trägt das Herz auf der Junge. Es plappert heraus, wie es denkt und was es fühlt. Ihr Besuch versprach fortzusetzen, was das Gespräch begonnen. Selig wiegte sich Doktor Kürten in Träumen. So ungestört drängten die Stimmen in seinem Innern, daß er noch immer kein Wort zu sagen fand. Und als er dann etwas ins Telefon rief, da klang keine Stimme zurück. Er wartete, wiederholte, nichts. Schreck betraf ihn, daß sein Schweigen, das ihm jetzt erst bemerkt wurde, mißverständlich sein könnte. Wer träumte, verläumte darüber oft das Leben! Und immer schon war der Augenblick aus-

schlaggebend für die Erreichung des Glückes. Doktor Kürten legte den Hörer wieder zurück.

In diesem Augenblick fährt aber schon ein Wagen unter seinem Fenster vor, gleich darauf werden folgende Schritte vor seinem Zimmer vernehmbar, die Tür fliegt auf, und aus einem zu Boden gleitenden Umhang tritt feuch die Erschente. Pagenstrümpfe an den wunderbaren Beinen, ein Mädchen kurz wie Ballett, ein Püppchen im Arm, mit einem Wort wie ein ganz kleines Mädel, das eilig und tief seinen Knix macht, wobei sich der Saum des Kleidchens bläht und spielerisch Spitzen zu erkennen gibt.

„Allerliebste Kleinel!“ entfährt es dem Mann, und er faßt sie und legt sie als seine Divanpuppe in weiche Kissen. Sie freuzt die Beine. Wie eine aufgetränkelte Rosenknospe wirkt sie da, duftig und zart, schneeweiß wie kostbares handgemachtes Porzellan, das leicht zerbricht, wenn es nicht richtig behandelt wird.

Doktor Kürten steht vor ihr und kann die Wirklichkeit noch nicht fassen. Er betrachtet sie eine ganze Weile wie ein Kunstwerk.

„Du hast doch Schweigen bei mir verstanden, Hilde,“ sagt er dann leise. „Das ist schön, als wenn es Worte hätten tun müssen!“

Sie lächelt verklärt und zickt stumm sein Haupt zu sich. Ganz still ist es im Zimmer. Beide haben das eine Gefühl: Masken sind gefallen, die sie bisher gehindert haben, ihr Glück zu ergreifen.

Kleinigkeiten zum Lesen

Seht im Karpfenteich Der nette junge Mann kam zu dem wohlbesetzten Mädchen. „Meine Mariannel!“

„O Hanna!“ „Heute werden wir einen schönen Abend haben. Ich habe Kinosarten bestellt. Drei Stück.“

Der nette junge Mann strahlte: „Eine für deinen Vater, eine für deine Mutter und eine für euer Hausmädchen.“

Zwingender Grund Irene stieg in die Straßenbahn. „Wohin, Irene?“

„In die Stadt, ein Buch kaufen.“ „Ein Buch?“

„Ja. Mein Mann hat mir gestern eine reizende Kesselampe geschenkt.“

Vorsorge Der Städter hatte sich ein Landhaus gekauft. Die gute Gattin rief aus dem Hof:

„Mein, telefonieren Sie unseren Gästen für heute Abend ab, herrren Sie die Kinder ins Schlafzimmer und rufen Sie warmes Wasser, Verbandsagen und Tod her — mein Mann will Holz haben.“

Der besangene Tenor Im Park sang die Nachtigall. „Singt sie nicht wundervoll, die Nachtigall?“

Der Tenor bedauerte: „Wie sollen Sie nicht fragen — ich bin besangene — ich singe nämlich selbst.“

Die Hauptsache Junge Frauen gingen spazieren. „Wie sind Sie mit der neuen Aeratin zufrieden?“

„Annabella antimarkete.“ „Sehr, meine Liebe! Sie hat mir die Adresse einer fabelhaften und billigen Schneiderin verraten.“

Kurzschluß

Von Hermann Linden

Ein Miß — Lampen aus — Kurzschluß. Dem Sänger bleibt die Artie in der Kehle stecken, die blonde Augenverfärbung greift besitzig in ihre Zahnetoren, alle Leute bleiben zunächst ruhig sitzen. Der Geschäftsführer verleiht seine gelassene Haltung, bekommt plötzlich Weine, es gibt etwas zu organisieren.

Flinke Hände verlangen die Tische mit Kerzen, Stummel vom vorigen Male. Kengstliche Kellnerberzen klopfen schneller hinter den weichen Hemdbrettern — werden Gäste im Dunkeln flüchtig geben? Eine Angst, die das Total beleidigt. Es ist ein serisches Café. Die besamtesten Leute der Stadt sitzen hier.

Niemand weiß, wann das Licht wieder brennen wird. Die Telefonleitung des Elektrizitätswerkes ist fortwährend besetzt. Bequämlig zuden die kleinen Flammen der Kerzen, sie sind wieder einmal an die Oberwelt gelangt. Die Kellner haben plötzlich keine Köpfe mehr, nur ihre weissen Jacken dringen in die Pupille. Alle Frauengesichter sind plötzlich schön: Kerzenlicht wirkte schon immer illusorisch. Nur selten erkennt man das Gesicht eines Vorübergehenden. Man könnte denken, der Fußboden sei mit geheimnisvoller Kunst in die Tiefe gerutscht, denn man sieht wie im Keller.

Die Musik hat sich am schnellsten von dem Schrecken erholt, sie versucht es tapfer, die unangenehme Situation erträglich zu machen. Sie spielt ohne Noten. Genau so aut wie mit Noten. So etwas erfreut immer das Publikum. Es hat den Charakter einer besonderen Darbietung. Dafür klafft noch am Kern.

Die Menschen, die herein- und herausgehen, haben nichts Wirkliches mehr an ihren Figuren, die nicht plastisch sind, sondern bewegliche schwarze Silhouetten, wie die Schattenpfeile eines riesigen Bauherrers hüben und gleiten sie durch die flimmernde Finsternis.

Nachstagsgaben blättern sich von Tisch zu Tisch: Sportergebnisse, Politik, rutschen die Köpfe zusammen ins Lichtzentrum der Kerzen. Sie gleichen Verhörsgruppen, die Geheimnisse besprechen.

Ein weißer, scharfer, kurzer Miß zickt blendend durch die Säle. Entzündet donnert einer der Musiker mit seinem Köppl auf die Paute. Aber es war nur ein Weiterleuchten. Verfrüht die Fremde. Die Finsternis dauert weiter. Leer und leer wird das Café, immerzu hüben die menschlichen Schatten durch die Gänge, die Miene des Geschäftsführers wird immer verdorrter, dabei gebürt ihm das Gesicht doch gar nicht.

Immerhin noch rechtzeitig genug, ehe die Kerzenstummel ganz abgebrannt sind kommt das Licht wieder zurück in die Träpfe, zunächst etwas widerwillig, einige Miße jagen durch die Räume, dann kommt es mit üppiger Fülle, taghell heßt die Nachtstunde in wohlthätigem Glanz.

Die Kerzen werden wieder in den Keller getragen bis zum nächsten Male, wo sie, das Aterium, der modernen Technik wieder zu Hilfe kommen müssen.

Briefe aus Liebe und Leidenschaft

Frauenbriefe aus Jahrhunderten — Sprechende Dokumente aus alten Zeiten

Der Sage nach hat die Tochter des Königs Latinus ihre Briefe an einen Pfeil, um sie ihrem Geliebten und späteren Gatten Aeneas heimlich zuzuschicken. Dokumentarisch lassen sich diese Briefe allerdings nicht belegen. Dagegen dürfte der um 725 in lateinischer Sprache geschriebene Brief der angelegentlichsten Nonne Vedastina an den heiligen Bonifatius zu den ältesten Frauenbriefen gehören. Man behauptet nicht mit Unrecht, daß schon im frühen Mittelalter die Frauen weit mehr als die Männer belesen waren, sich geistig zu bilden. Man hat schon Briefe geschrieben, die die Liebesschmerz eigentümlich, während sich der angebetete Ritter noch immer eines „Schreibers“ bediente. Frauen waren es auch, die entgegen der damaligen Sitte zuerst anfangen, ihre Briefe in deutscher Sprache zu schreiben.

Die früheste Sammlung deutsch geschriebener Briefe enthält den Briefwechsel der Mystikerin Margarete Ebner (1291 geboren) mit Heinrich von Herford. Im 15. und 16. Jahrhundert waren vornehmlich die geistlichen und fürstlichen Frauen außerordentlich fleißige Briefschreiberinnen. Wie zu allen Zeiten spielt auch da der Liebesbrief eine große Rolle, daneben aber findet man zahlreiche Briefe über Geschicknisse des täglichen Lebens und sehr oft bei geistlichen Frauen solche mit Hüten um Zurechtfindungen von Geld und Lebensmitteln. So schreibt einmal Elisabeth von Meldeberg an ihren Bruder, den Bischof von Speyer, daß der Herzog Heinrich, er möge ihr „zwei Gulden und zwei Tannen Bugamer Bier, Würste und Rippsteck schicken“.

Nicht ganz so reichhaltig ist die Auslese der aus der gleichen Zeit stammenden Briefe bürgerlicher Frauen. Doch zeigen die Briefe der Augsburgerin Margaretha Behaim an ihren Gatten Michael und an den Sohn Friedrich, daß auch in Bürgerkreisen die Kunst des Briefschreibens in hoher Blüte stand. Die Briefe der Sabina Christof Scheuerlein, vor allem aber jene der Magdalena Baumgartner an ihren Mann Valentin, geben charakteristische Aufschlüsse aus dem Leben deutscher Bürgerfamilien des 15. und 16. Jahrhunderts.

Die Frauen des Cinquecento, jene Frauen, die in der Geschichte und in der Dichtung der italienischen Renaissance eine so wichtige Rolle spielen, haben selbstverständlich auch sehr viele Briefe geschrieben. Sie geben uns ein unverfälschtes Bild dieser viel umrissenen, viel bejagten und viel geliebten Renaissance-Frauen. Blättert man in diesen Briefen, dann ist man überall, wo sie sehr sich die uns überlieferte Gestalt dieser Frauen verändert. Ihre viel gepriesene Gelehrsamkeit verandelt sich oft in eine ganz oberflächliche Allgemeinbildung, andererseits aber scheint die ihnen nachgelagte „Sinnenfreundlichkeit“ nicht unbedingt im wesentlichen ihren Lebensinhalt zu bilden. Die Briefe der Fiorella d'Este an ihren Gatten Francesco Gonzaga sind von einer echten gemäßigten Weisheit. Aus jedem ihrer Briefe spricht das Herz einer treuersehenden Gattin und zärtlichen Mutter. Ein fälschlicher Brief der Agnes di Vespa an Madonna Giavia Novoga verdient hier wiedergegeben zu werden.

„Es ist mir zu Ohren gekommen, daß ihr im Negriff seid, nach Deutschland zu reisen. Nehmt im Zingergasse entgegen, die ich euch aus Freundschaft zugehen lasse. Zuförderst schickt die wichtigen Teile eures Körpers, zumal die so dem Herzen am fernsten liegen, denn ich weiß aus eigener Erfahrung, daß ihr dort eine Kälte zu spüren bekommt, die euch das Wort im Munde gefrieren läßt. Wählt ihr nach dem Brauch der Deutschen wider euren Willen trinken, so eßt zuvor bitter Mandeln. Seid ihr bei belagerten Nationen angekommen, die an Unreinlichkeit und heftiger Luft alle übrigen in Schatten stellt, so achtet auf ihre guten Seiten, so z. B. das Gebirge mit frischem Quellwasser zu waschen, keine Salze zu gebrauchen, keine Vögel zu drehen und die Flechten nicht zu färben. Weicht euch aber wie sie es tun, oft am ganzen Körper und seid freundlich mit dem Gefinde. Doch kummert

euch nicht um das den deutschen Mädchen übliche Gebahren, nie unter freiem Himmel zu essen und die Kochtöpfe auszuleeren.“

Zu den „klassischen Briefschreiberinnen“ des 17. und 18. Jahrhunderts gehören vor allem die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, die Kaiserin Elisabeth, ihre Tante, die Kurfürstin Sophie von Hannover, und die Herzogin Anna Leonore von Braunschweig-Wolfenbüttel. Ihre Briefe zeigen, wie sich die Frauen trotz der überhandnehmenden Gelehrtheit und Fremdsprache in Schrift und Sprache die Natürlichkeit des Stils zu erhalten suchten. Überaus berühmt sind auch die Frauenbriefe der Maria Theresia, die ebenfalls eine fleißige Briefschreiberin war. „... Adieu Mäusel,“ schreibt sie an ihren Franzl, „ich umarme Sie von ganzem Herzen; schon Sie sich recht, ich bin Euer Liebden getreue Frau Maria Theresia“.

Eine der geistvollsten Briefschreiberinnen um die Mitte des 17. Jahrhunderts war Madame de Sévigné. Sie schreibt mit einer natürlichen Munterkeit und Grazie ein vorbildliches Französisch.

Um die Wende des 17. Jahrhunderts beginnt man auch in Deutschland immer mehr Wert auf die Natürlichkeit, Einfachheit und Klarheit des Briefstils zu legen. Allerdings war man auch wieder allgemein dazu übergegangen, nur noch französisch zu schreiben. Und da war es die Jungfrau Kalmus, die nachmalige Gattin Gottfrieds, die von ihm angeregt, es sey unermesslich in einer fremden Sprache besser als in seiner eigenen zu schreiben.

Es riecht nach Gas...

Was ist dann zu tun?

Viel Unheil entstand schon durch anstimmendes Gas, besonders dann, wenn man nicht recht wußte, wie man sich bei Gasgeruch zu verhalten hat. Nicht es nach Gas, so müssen vor allem sämtliche Kaminen und offene Feuerstellen gelöscht werden. Dazu gehören selbstverständlich auch Zigarren, Zigaretten, Feuerzeuge usw., selbst ein Druck auf den elektrischen Klingelknopf, bei dem bekanntlich ein Funke entzückt, kann schweres Unheil anrichten. Man öffne so schnell wie möglich alle Fenster, auch die der Nebenräume, in die Gas gezogen sein könnte. Der Raum wird dann schnell verlassen und erst nach Durchlüftung wieder betreten. Sehr wichtig ist ferner das Schließen des Hauptgases am Gasmeter, damit nicht weiteres Gas nachströmen kann. Ueberhaupt vergewissere man sich, ob alle Gasabgänge geschlossen sind. Nicht darf erst dann wieder angezündet werden, wenn nach geraumer Zeit feinerlei Gasgeruch mehr zu bemerken ist. Man verlasse sich aber nicht auf den eigenen Geruchssinn, sondern ziehe andere Personen hinzu. Der Hauptknoten im Keller oder der Boden vor dem Gasmeter müssen mit Schläuchen versehen sein, die zwar dicht, aber doch gut beweglich sind. Jede Hausfrau sollte grundsätzlich dafür sorgen, daß abends vor dem Schlafengehen oder wenn die Arbeit in der Küche beendet ist und man geschlossen ruht, Licht der Gasuhr, trotz aller Gegenmaßnahmen nicht nach, so ist das Wert schnellstens zu benachrichtigen. Alle Arbeiten an Gasleitungen dürfen wegen ihrer Gefährlichkeit grundsätzlich nur von den Bauhandwerkern oder Gaswerkern oder von gelerntem und zugelassenen Installateuren ausgeführt werden. Wer dem entgegen handelt, muß mit erheblichen Erfahrungsprüfungen rechnen, wenn ein Unfall sich ereignet.

ben.“ sehr bald nur noch deutsche Briefe schrieb. Zusehends wird der deutsche Briefstil immer besser, und wiederum sind es die Frauen, die bahnbrechend vorgehen. „Mein Grundsatz,“ schreibt Gellert an Fräulein von Schönhausen, „ist immer gewesen, daß die Frauenzimmer, die gut schreiben, uns im Natürlichen überreffen.“

Das 18. Jahrhundert bringt uns die in unverfälschtem Naturgefühl und mit prächtigem Humor geschriebenen Briefe der Frau Rat Goethe. Am Anfang des 19. Jahrhunderts heben die Briefe Bettinens. Immer größer wird jetzt der Kreis briefschreibender Frauen, und immer reicher wird die Literatur an wertvollen Frauenbriefen. Hierher gehören die Briefe der Karoline von Dacheröden, der späteren Frau von Humboldt, die ihrer Tochter Gabriele von Bülow, der beiden Schwestern Lengsfeld, die Briefe Johanna Schopenhauer's, der Maria Wied, Anette von Droste-Hülshoff, Katharina Fröhlich und Elisabeth Förster-Nietzsche. Man kann diesen Kreis fast ins Unbegrenzte erweitern. Wie sehr Mathilde Wesendonk durch ihre Briefe Richard Wagner menschlich und künstlerisch beeinflusst hat, ist bekannt.

Eine der schönsten zeitgenössischen Sammlungen deutscher Frauenbriefe enthält die unter dem Titel „Arula Schreibern's Briefe“ veröffentlichten Briefe einer jungen Frau. Fast hundert Jahre vorher schreibt Hilfspastor von Gröschke in sehr hübschen Briefen an ihren Verlobten Albert von Wedell, einen der 1800 erschienenen 11 Schill'schen Offiziere. Wie hart sie sein darf, zeigen die erschütternden Briefe an eine Freundin.

Das Briefschreiben war zu allen Zeiten den Frauen ein Bedürfnis, das sich nicht selten zu einer ausgesprochenen „Briefleidenschaft“ entwickelte. Jedenfalls verdanken wir der briefschreibenden Frau aller Jahrhunderte wertvolle Beiträge zur Erforschung der Kultur und Sittengeschichte.

Anna Müller-Heidelberg

Junges Gemüse am Wegrand und auf Wiesen

III. Folge

Die Bachungge, auch Ehrenpreis genannt, kommt überall an Quellen, an fließenden und stehenden Gewässern häufig ab April vor. Jedermann kennt die himmelblaue kleine Blumentrone dieses Pflanzgens.

Die jungen Blätter sind ein guter Frühlings салат Ihrer Schärfe wegen werden sie besser mit Weinessig als mit Zitronen angebracht. Sie eignen sich zum Beimischen an Kartoffelsalat.

Die Brenneisel findet sich überall in der Nähe menschlicher Behausungen: an Zäunen und Heden, an feuchten Waldstellen, auf Schutt und auf bebautem Boden. Jeder kennt sie, wer hat sich nicht als Kind Hände an ihr gebrannt?

Nur die jungen Blätter sind genießbar. Sie können für sich als Salat angerichtet werden, man kann sie unter anderen Salat mischen, man kann sie als Gemüse dünsten. Sie enthält ein dem Spinalretin ähnliches Sekretin, ein pflanzliches Hormon, das rasch und kräftig den Magen und die Bauchspeicheldrüsen anregt.



Die Schläffelblume, die auf Wiesen und Triften, in Gebüsch und an Abhängen häufig vorkommt, deren hübsche lichte Blüten so beliebt sind als erster Frühlingsgruß, spenden uns in ihren Blättern einen guten Salat.

Wer denkt heute noch daran, daß die zarten Blätter dieser ersten schönen Frühlingsboten geeignet sind, unsere Salatschüssel zu füllen oder uns ein erfrischendes Gemüse zu spenden? In Frankreich bereitet man durch Mischen vieler solcher Kräuter (auch kultivierte werden dazu verwendet) einen Salat, den sog. „Bosconnaise“, der aus 40 bis 60 Arten von Gemüsen besteht. „Gott lebt in Frankreich“, sagt das Sprichwort und will damit andeuten, daß man dort eine ledere Küche zu führen versteht. Warum sollte Gott nicht auch in Deutschland leben? Die deutsche Scholle bietet eine überreiche Fülle an köstlichen Kräutern und Gemüsen, greift nur zu!

Deutsches Frauenwerk, Abt. Volks-Hauswirtschaft.

Möbliertes Fräulein — oder Hausfrau und Mutter?

Mutter Kreuzer trat ans Fenster und schaute ihrem Jüngsten nach, der zur Schule ging. Sie tat das gern als kleine Ruhepause zwischen der Arbeit: Dem Kleinen nachschauen, ob er auch adäquat auf die Kraftwagen und auf schön weiterging, damit er nicht zu spät zur Schule käme. Für eine kleine Spanne Zeit war der Mittag von Mutter Kreuzer abgelaufen, das Sollen, das Wissen, all die Pflichten, die auf ihr lagen. Ja, das Nachschauen war eine

kleine liebe gute Freude. Aber da kam plötzlich eine Stimme vom Flur her durch die Tür, die sie offengelassen hatte. „Frau Kreuzer, bitte kann ich das Frühstück haben?“ Mutter Kreuzer runzelte die Stirn und dachte: „Dieses Fräulein Schulz hat es doch gut, steht allein da, hat für nichts zu sorgen, als für sich selber, geht und kommt unbeschwert, läßt sich bedienen.“ aber da mußte Mutter Kreuzer eine kleine Ehrenrettung einbringen, denn sie war ja schließlich froh, dieses „möblierte Fräulein“ gefunden zu haben, das für ein überaus hübsches Zimmer in der Wohnung Geld bezahlte, das bei den vielen Kindern immer fröhlich war. Denn: qui häute sie es, dieses alleinlebende Fräulein Schulz, mit Profutura und Führerschein, mit Pelzjacket und kleinen Ketten. Und nun sollte man ihr den Kaffee bringen! Jeden Morgen früh aufstehen, die Kinder wegschicken, die Wohnung aufräumen, ans Kochen denken, immer und immer wieder. In dieser Zeit erlebte Fräulein Schulz in ihrer Firma Besuche, beschäftigte ein Tipfräulein und setzte sich in den Wagen, mal schnell irgendwohin zu fliegen. Mutter Kreuzer hätte so gern dem Bus noch etwas nachgesehen, wie er so dahinfliehe, ihren Irrgang und da sprang, einen Stein vor sich herrollend, Kameraden anrief, Luft für halbes, aber — dann rief Fräulein Schulz nach dem Kaffee.

Der Kaffee war schnell gemacht und Mutter Kreuzer trug ihn selbst in das Zimmer ihrer Mieterin. Da sah das Fräulein Schulz ganz still auf dem Stuhl und machte

ein sehr unbedürftiges Gesicht. Auf die erkaunte Frage von Mutter Kreuzer hin, fürchte es aus ihr hervor wie ein Geistesloch.

„Müde bin ich und abgepaumt und ausgeplagt — immer auf dem Boden sein, mit Unreinlichkeit, und nicht einmal dabei bleiben können — — überhaupt daheim — —“

In Mutter Kreuzer begann etwas zu bebden, eine kleine, angedeutete Scham entstand. Hatte man Fräulein Schulz zu sehr nur als gehörenden Gast im Hause gelten lassen? Und Mutter Kreuzer fragte deshalb kleinlaut: „Nähen Sie sich denn nicht wohl bei uns, Fräulein Schulz? Haben Sie es nicht gut? Wären Sie sich über etwas beklagen? Bitte, sagen Sie doch nur! Es soll doch nichts fehlen — —“

„Ach fehlen — — fehlen — — das kann man nicht so sagen.“

„Sie haben doch ein so gutes Leben,“ wachte diese unvorsichtige Mutter Kreuzer auch noch zu sagen, „jedemfalls doch von uns beiden das bessere — —“

„Meinen Sie?“ lächelte Fräulein Schulz. Und dann sah sie auf ihre Armbanduhr und einen gemessigen Schrecken. „Du lieber Himmel, es ist ja schon höchste Zeit — —“

Frau Kreuzer ging und ließ Fräulein Schulz frühstücken. Sie klopfte die Tür zu dem Zimmer auf, in dem die Mädchen schliefen. Da waren die Betten schon fein sauberlich aufgelegt, das Waschwasser ausgegossen und noch so manches war mit Bedacht getan. Da fräule Mutter Kreuzer die Stühle an den anderen, diesen ihren Kindern, aus ihrem Fleisch und Blut, und bei allem Verdienstgefühl kam eine wunderbare Ruhe und Zurechtfindung über sie. Sie war nicht allein, nicht so wie Fräulein Schulz, deren Stimme bei dem Wort „dabei“ gezeitert hatte und sich nicht mehr beruhigen konnte. Sie konnte immer zu Hause bleiben, in sie durfte sich hinlegen, wenn es einmal nicht mehr gehen wollte, und einer von all den ihren würde weitergehen, weitergehen und verschlafen, sie zu erziehen und es ihr zu erleichtern. Hier schliefen die Jungen. Mutter Kreuzer sah heute zum erstenmal mit Bewußtsein, was für selbständige Menschen aus ihnen wurden. In den Büchern, Geräten und allen Dingen verriet sich der eigene Wille und der besondere Geschmack des einzelnen. Ihre Kinder und doch neue Menschen, werdende, zukünftige.

Dieses Wissen war plötzlich so schön, daß es sie wie ein heiser Strom überflutete. Da stand das Bett des Jüngsten. Im Kissen war noch die lauliche Wärme, in die er seinen kleinen Kopf gewöhnt. Mutter Kreuzer legte ihre Hand hinein und da war die Wärme noch ein wenig warm — oder, sie meinte es nur — aber als sie die warme Decke zurückschlug, da war da noch die ganze, gesunde Wärme des kindlichen Körpers. Mutter Kreuzer wickelte ihre Hände für eine kleine Weile hinein, ihre müden, verarbeiteten Hände, und sie wurden ganz warm und frisch. Von der Wärme her zog eine große, gute Welle in Mutter Kreuzers Herz und sie begriff nicht mehr, wie sie mühsam geworden war und wie sie Fräulein Schulz beneidet hatte um ihr — besseres Leben.

Christel Broese-DeGroot

Winke für die Hausfrau

Gefahrungen lassen sich auf folgende Weise ausführen. Die Rahmen werden zunächst bedurmt mit einer Zwiebel, die man in verfeinertem Spiritus taucht, abergeben. Die Zwiebel wird halbiert, und mit der Schnittfläche wird der Rahmen bedurmt; die Zwiebel darf man aber nicht zu stark machen, und man muß recht schnell reiben. Sofort nach dem Reiben muß man mit einem trockenen Pinsel oder Barchenpinsel geistig nachreiben, bis der Rahmen ganz trocken ist, damit sich das Geis nicht auflöst. Mit der Rahmen doch nicht mehr so schön, wie wir ihn uns wünschen, so befreit man ihn mit Sittarind, läßt diesen bald eintrudeln und freibt darüber mit einem reinen Pinsel Goldbrone. Spiegel bleiben lange schön, wenn man sie richtig anhängt. Man darf sie nämlich auf keinen Fall den Sonnenstrahlen aussetzen, weil diese auf das Quecksilber einwirken und dadurch der Spiegel stetig wird.

Die Frau die nie Zeit hat

Ein kleines aber lehrreiches Kapitel

„Spazierengehen? — Nein, doch habe ich keine Zeit!“ Welche heilige Pflicht kommt dieser Frau zu? Die Frau, die nie Zeit hat. Ob es sich darum handelt, mit ihren Kindern nachmittags in die Anlagen zum Sandspielplatz zu gehen, ob ihr Gatte wünscht, daß sie abends einmal mit ihm ausgeht oder am Sonntag an einer Wanderung teilnimmt, ob man sie einlädt, einem Gemeinabend der M.F.-Frauensschaft zu besuchen oder ihr ein gutes Buch zum Lesen empfiehlt, sie hat nie Zeit. Sie will gar nicht wissen, obwohl sie meistens und sich selbst bewundernd feiert. „Ach möchte es nur auch einmal so schön haben wie Frau K., die jeden Tag mit ihren Kindern spazieren geht!“

Dabei ist es so, daß diese vielbeschäftigte Frau K. ebensoviele Kinder hat, ihren Haushalt auch ganz allein in Ordnung bringt und auch sonst über keine gemeinnützigen Hilfskräfte verfügt. Nur — sie versteht, Zeit und Arbeit einzuteilen, und rechnet dabei mit jeder Minute. Hier fünf Minuten verdröbelt, dort zehn Minuten verschwagt und wieder eine Viertelstunde durch unpraktische Handgriffe länger an eine Arbeit genommen, dazu eine Stunde an einem überfüllten Laden gemartert — das gibt zusammen die Zeit, die man am Nachmittag mit den Kindern im Freien verbringen oder abends dem Gatten widmen oder einem Buch zuzuwenden könnte.

Die Frau, die nie Zeit hat, geht tagtäglich in die Stadt, um Einkäufe zu machen, hat fast die Hälfte an einem oder zwei Wochentagen zusammenfassend erledigt. Sie kauft stets dann ein, wenn die meisten anderen Frauen auch einkaufen, die Geschäfte also überfüllt sind, und es kommt ihr trotz allem Jammerns über das lange Warten nicht in den Sinn, die ruhigeren Geschäftsstunden zu wählen. Kaum ist sie dabei, muß sie nochmals fortspazieren, weil sie irgendeine zum Kochen nötige Kleinigkeit nicht im Hause hat und sich nie Zeit nimmt, alles aufzusuchen, was eingekauft werden muß.

Die Frau, die nie Zeit hat, liest auch keine eigenen für Frauen bestimmte Zeitschriften, unterrichtet sich nicht in Kurzfürten der Welt, Volkswirtschaft, Hauswirtschaft über die praktischen Methoden in Küche und Haushalt. Deshalb macht sie Jahr für Jahr im alten Troitz weiter, nicht sich und plant sich von früh bis spät, ist unfreundlich gegen Mann und Kinder, unzufrieden mit ihrem Schicksal und dabei noch trübsalig stolz darauf, daß sie nie Zeit zu etwas hat, was nicht ganz streng zu ihren Hausfrauenspflichten gehört. Die Frau, die nie Zeit hat, entfremdet sich ihren nächsten Angehörigen, obwohl sie nichts anderes tut, als für sie zu sorgen. Diese Frau steht weilsredend und wie aus einem anderen Jahrhundert in ihrem Volk, weil sie sich nicht einmal auf den ihr zunächst liegenden Gebieten des Hausbaus, der Ernährung und Kinderpflege die Zeit nimmt, Neues zu lernen und Aufschluß an das große Zeitgeschicken zu suchen.

Die Frau, die nie Zeit hat, weiß nicht mehr in unsere lebendige Gegenwart, die aufgeschlossenen Mitgehen auch der Frau verlangt. Wir sehen nicht diejenige Frau als die Tätigste an, die aus dem Ruhen, Schrubben, Kochen,

Waschen und Flicken nicht herausfindet, sondern jene, die ihre Zeit und Kraft so einzuteilen versteht, daß bei aller nötigen Mühe um Sauberkeit und um das körperliche Wohl der Familie auch das, was darüber steht, nicht zu kurz kommt: das Mitgehen mit Mann und Kindern, das Mitgehen mit unserem Volk.

Lilla Wintergerst



Ein Loblied auf die Kartoffel

Kartoffelsuppe mit Milch
½ Liter Wasser, ¼ kg. Kartoffeln geschält und in kleine Stücke geschnitten, Suppengemüse, ½ Liter Milch, gehackte Petersilie, Salz, 20 Gramm Speck, 1 große Zwiebel, 1 Schloßl Mehl.

Die Kartoffeln werden mit dem Suppengemüse in dem Wasser gar gekocht, durch ein Sieb getrieben und mit der Milch nochmals zum Kochen aufgesetzt, mit Mehl angebackt (damit sich die Kartoffeln nicht abheben), mit Salz und Petersilie abgeschmeckt. Dendrauf gibt man die in Speck geröstete Zwiebel.

Kartoffelsuppe aus rohen Kartoffeln
In 1 Liter kochende Brühe oder Gemütsbrühe reibt man 250-300 Gramm rohe Kartoffeln, rührt gut um und läßt das Ganze 5 Minuten kochen, schmeckt mit Salz ab und freut gehackte Petersilie darauf.

Einlagen für Gemüse oder Bräuspuppen
250 Gramm gekochte und geriebene Kartoffeln, 50 Gramm Fett, 1 Pössel Mehl, 1 großes Ei, Salz, evtl. geriebener Käse oder Muskat.

Aus den Zutaten stellt man einen geschmeidigen Teig her, formt kleine Kugeln daraus, läßt sie in siedendem Salzwasser gar werden (Probefloß machen) und gibt sie in die Gemüse- oder Bräuspuppe.

Grüne Kartoffelkloßchen
375 Gramm gekochte geriebene Kartoffeln, 60 Gramm Fett, 125 Mehl, 2 Eier, Salz, gehackte Petersilie.

Alle Zutaten zu einem glatten Teig verarbeiten (keinen Probefloß machen) mit 2 Teelöffeln Klöße in siedendem Salzwasser abkochen, 5 bis 10 Minuten darin ziehen lassen und in die Suppe geben. Man kann die Kloßchen auch gleich in der Suppe gar machen.

Beigabe zu Gemüse und Fleischgerichten
Kartoffeln in der Schale überbacken

Möglichst kleine, gesunde, rohe Kartoffeln werden gründlich gereinigt (evtl. mit einer Bürste) und halbiert. Die Schnittflächen befreit man leicht mit Salz und Kümmel, legt die Kartoffeln in der Schale nach oben auf ein gut geölktes Blech und läßt sie im Ofen in etwa ½ Stunde

gar werden. Bei dünnhäutigen Kartoffeln ist man die Schale mit.

Kartoffelischee
Die gedämpften Salzkartoffeln werden, wenn sie gar sind, ein paar-mal tüchtig geschüttelt, damit die Feuchtigkeit einweichen kann und sehr schnell durch eine Kartoffelgabel in die Schüssel, in der sie zu Tisch kommen sollen, gequetscht. Nicht drücken oder rühren, da der Kartoffelschnee recht locker sein soll.

Kartoffelrand
¼-1 kg. gekochte Salzkartoffeln 100 Gramm Fett, 2 Eier (das Weiße zu Schnee), Salz, Muskat oder geriebener Käse.

Die Salzkartoffeln werden gar gekocht, abgeseigt und durch ein Sieb oder eine Duelle gedrückt. Das Fett rührt man zu Schnee, gibt Eiweiß dazu und nach und nach die warmen Kartoffeln, zieht zum Schluss den Schnee unter oder geriebenem Käse. Eine Reiskartoffel wird gut ausgeknetet, mit Semmelmehl angestaut und der fertige Teig hineingeknetet (sehr eindrücken). Der Rand wird etwa ¼-1 Stunde im Ofen gebacken. Weisheit gibt man ihn mit Gemüse gefüllt zu Tisch.

Künstlerporträts vom Badischen Staatstheater

Die Öffnung der Rampenlicht

Von Günther Röhrdanz

LUISE OSSKE

Aus der Art geschlagen?

Wenn eine Pastorentochter, wie Luise Oske, auf die Idee kam, zum Theater zu gehen, dann setzte sie sich dem Verdacht aus, aus der Art geschlagen zu sein. Schauspieler werden, war für die „gute alte Zeit“ so etwas, wie durchbrennen. In der Schulzeit wurde die Liebe der Schülerin der Höheren Mädchenschule in Planen im Vogtland zum Theater von den Eltern nicht ganz ernst genommen. Sie fanden nichts dabei, wenn ihre Tochter



Luise Oske
Aufn.: Garloff, Magdeburg

der „Theaterklasse“ der Schule angehörte. Bei besonderen Freierlichkeiten, die sich z. B. bei der Ablieferung des reichlich gesammelten Laubes oder bei Schulfestern ergaben, und bei denen die Schülerinnen eifrig ihrer Liebe zum Theater spiel nachkamen, durften die Eltern nie dabei sein. Das hätte die Tochter als Hemmung empfunden, wie sie auch zu Hause niemals etwas deklamierete oder vorsprach. Was Wunder, wenn die Eltern das Theater spielen für eine vorübergehende Erscheinung schwärmerischer Jugend hielten und eines Tages sehr erstaunt waren, daß die Tochter den Wunsch äußerte, zum Theater zu gehen. Als die Mutter von diesem Entschluß hörte, meinte sie etwas zögernd, die Tochter solle doch mal ihre Kunst zeigen, sie sei sehr neugierig darauf. Als sie dann aber die „Mater dolorosa“ aus „Faust“ von ihrer Tochter gesprochen hörte, war sie bald von deren Talent überzeugt. Der Vater meinte aber noch nichts von den Absichten der Tochter. Die hatte aber inzwischen schon nach Weimar an eine alte, der Familie bekannte Hofschauspielerin geschrieben, bei der sie Unterricht nehmen wollte. Den Antwortbrief las durch einen Zufall der Vater. Er war zwar nicht begeistert von den Absichten seiner ältesten Tochter, sah aber wohl ein, daß auch das Verbot der Eltern gegen den ersten Entschluß begeisterter Jugend nicht viel auszurichten vermag.

Zwischen Rollenstudium und Schreibmaschine

Es war nun aber nicht so, daß Luise Oske nach Weimar zu der alten Hofschauspielerin kam und weiter nichts hätte zu tun brauchen, als sich ruhig für die gewählte Laufbahn vorzubereiten. Zunächst mußte sie erst einmal Schreibmaschine und Stenographie lernen, um einen Beruf ausüben zu können, der ihr die nötigen Mittel für die Ausbildung und den Unterhalt bringen mußte. So war die angehende Jüngerin Italiens am Tage auf einer Bank tätig und bereitete sich nebenbei während zwei Jahren auf den Beruf der Schauspielerin vor. Zu dieser Zeit wagte sie auch den ersten Sprung ins Rampenlicht. Von Weimar aus bespielte eine Wanderbühne die umliegenden Ortshäfen im schönen Thüringen. Diese Bühne brachte für ihre „Kabale und Liebe“-Aufführung



Als Bruckbauerin in „Die Heimkehr des Mathias Bruck“ in Halberstadt

unbedingt in wenigen Tagen eine Luise, wenn die ganze Tournee nicht ins Wasser fallen sollte. Luise Oske war in dieser Theatergruppe bekannt und übernahm auf heißes Flehen des Leiters von Mittwoch auf Samstag diese für eine Anfängerin nicht ganz einfache Rolle. Und es klappte. Zwar konnte sich die durch die Wirkung der Simonade zusammenbrechende Luise nicht lange auf die Bühne haken lassen, da für solche Blat beanspruchenden Gefühlsausbrüche der Raum nicht ausreichte, aber das löste die begeisterte Debütantin ebenso wenig, wie sie Notiz nahm von den vorne an der Rampe stehenden Biergläsern der Zuschauer in der ersten Reihe. In dieser Zeit hat Luise Oske noch ein Stück von der alten Theaterschmüre früherer Zeiten erlebt. Sieben Stunden saß sie mit den anderen Mitgliedern der Truppe manchmal auf einem einfachen Leiterwagen und fuhr durchs Land, wie es einst die Fahrenden getan hatten. Der Mut und die Begeisterung haben dadurch in keiner Weise gelitten. Diese Wanderbühne, an der sie ein Vierteljahr tätig war und zahlreiche Rollen spielte, war für sie die beste Vorbereitung für das erste Engagement.

Das erste Engagement

Dieses erste Engagement sollte sie, so hatte es wenigstens den Anschein, nach München führen. Sie hatte bei einer günstigen Gelegenheit Hermine Körner vorgesprochen und diese hatte ihr mitgeteilt, sie solle nach München an ihr Theater kommen. Die Koffer waren schon gepackt. Ein Telegramm sollte sie in München anfündigen. Da wurde zurücktelegraphiert, sie solle auf keinen Fall kommen. Das Theaterunternehmen in München hand auf zu umfassen, wie manche andere deutsche Bühnen damals auch, so daß es ein großes Risiko gewesen wäre, noch neue Kräfte zu engagieren. Wir entsinnen uns heute noch sehr genau an jene Zeit, da es an deutschen Theatern möglich war, daß heute ein Direktor neue Kräfte für ein Theaterunternehmen verpflichtete und sie eine Woche später schon wegen Pleite an die Luft setzen mußte. Was galten da Verträge! Aber Luise Oske ließ sich durch solche kleinen Rückschläge den Mut nicht nehmen, und es dauerte nicht lange, so hatte sie ein neues Engagement für Bremerhaven in der Tasche. Hier hat sie dann als Iphigenie zum erstenmal auf einer richtigen Bühne gestanden. Sie brauchte nicht lange auf Rollen zu warten, sondern hat gleich in ihrem ersten Jahr die große Heldinnenrollen übernehmen dürfen. Das gab ihr Mut und Selbstvertrauen. Nach einer Spielzeit schon hatte sie durch einen Theateragenten das Glück, nach Frankfurt am Main engagiert zu werden. Allerdings konnte sie dort ihre Tätigkeit nicht gleich beginnen, da der Vertrag ihrer Vorgängerin noch nicht abgelaufen war. So kam sie zunächst nach Gießen und hat auch hier das Fach der Heldin gespielt. Dadurch aber, daß ihr auch Rollen aus anderen Fächern zugeteilt wurden, kam sie nie in die Gefahr, sich schon frühzeitig zu spezialisieren.

In Frankfurt erreichte Luise Oske der Ruf nach Prag an das Deutsche Theater. Große Anforderungen erwarteten die junge Künstlerin hier, denn alle zehn Tage kam hier eine große Premiere heraus. Und an diesem Theater erlebte Luise Oske ein Ereignis mit, das seinerzeit durch die Zeitungen ging. Ein Stückschreiber hatte mehrere seiner „Werke“ an diesem Theater ohne Erfolg eingereicht. Sie waren ihm zurückgegeben worden. Eines Abends aber trachten mitten in einer Aufführung plötzlich zwei Schüsse im Zuschauerraum. Begreiflicherweise wurden die Darsteller, die sich den Zusammenhang mit der Aufführung nicht erklären konnten, unruhig. Der Vorhang fiel. Eine sofort eingeleitete Untersuchung ergab, daß der Verfasser der abgelehnten Stücke zwei Schredschüsse in der Aufführung abgab, um so



Die Künstlerin zur Zeit des Beginns ihrer Bühnenlaufbahn



In einem Kostüm zu einem Freilichtspiel des Leipziger Schauspiels im Gohliser Schloßchen

die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Daß seinem selbstlichen Treiben durch eine sofortige Verhaftung ein schnelles Ende gemacht wurde, läßt sich denken. Und doch verbindet die Künstlerin mit dieser Zeit die schönsten Erinnerungen sowohl an die Arbeit am Theater, wie auch an die Schönheit der Stadt und der Umgebung. Wenn Luise Oske trotzdem dieser Bühne eines Tages den Rücken wandte, so vor allem aus dem Bestreben des jungen Künstlers, durch die Arbeit an möglichst vielen Bühnen zahlreiche Erfahrungen zu sammeln.

Kleine Atempause

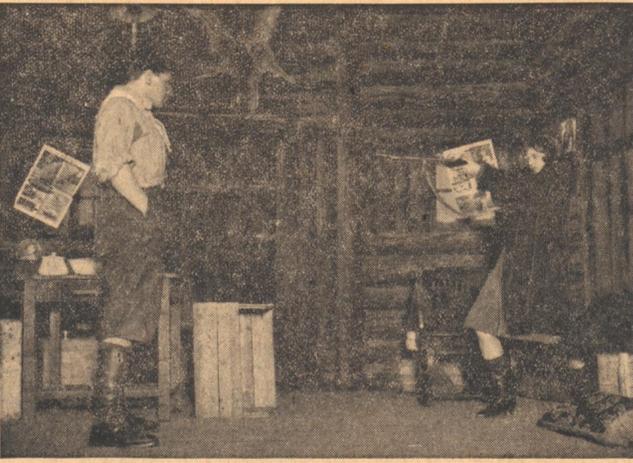
Wenn Luise Oske schon in Prag häufig die Rolle der den damaligen Bühnenstücke entsprechend sehr gefragten mondänen Salon-dame hatte übernehmen müssen, so war damit ihrer eigentlichen Neigung, die vielmehr dem Fach der Heldin und Charakterdarstellerin zutrieb, in keiner Weise Genüge geleistet. Auch in Bremen, wohin sie von Prag aus ging, spielte sie häufig dieses Fach, konnte aber damals schon häufig im Charakterfach beschäftigt werden. Auch Stuttgart sah sie häufig in Salonrollen auf der Bühne. Dann kam für die Künstlerin eine Zeit der Atempause. Sie widmete sich ganz ihrer Familie und sagte dem Theater auf einige Zeit Lebewohl. Als sie diesen, wie sie meinte endgültigen Entschluß faßte, mag sie selbst ihre Bestimmung zum Theater zu wenig in Rechnung gestellt haben. Wenigstens dauerte diese Atempause nicht allzu lange. Die Sehnsucht zum Theater zog sie wieder auf die Bühne. Und eines Tages stand Luise Oske wieder in Halberstadt auf den Brettern, die ihr nun einmal die Welt bedeuteten. Wie sehr sie aber aus der ganzen Bühnenarbeit damals herausgekommen war, erkannte sie erst in dem Augenblick, als sie sich neu bewähren mußte. Eiserner Fleiß und größte Energie nur konnten die Lücke auswehen, die durch die Pause entstanden war. In Halberstadt erreichte Luise Oske der Ruf an das Badische Staatstheater nach Karlsruhe. Und sie ist ihm damals gerne gefolgt.

Am nächsten Sonntag lesen wir:

Fritz Harlan

Der Schuß im Zuschauerraum

In Frankfurt erreichte Luise Oske der Ruf nach Prag an das Deutsche Theater. Große Anforderungen erwarteten die junge Künstlerin hier, denn alle zehn Tage kam hier eine große Premiere heraus. Und an diesem Theater erlebte Luise Oske ein Ereignis mit, das seinerzeit durch die Zeitungen ging. Ein Stückschreiber hatte mehrere seiner „Werke“ an diesem Theater ohne Erfolg eingereicht. Sie waren ihm zurückgegeben worden. Eines Abends aber trachten mitten in einer Aufführung plötzlich zwei Schüsse im Zuschauerraum. Begreiflicherweise wurden die Darsteller, die sich den Zusammenhang mit der Aufführung nicht erklären konnten, unruhig. Der Vorhang fiel. Eine sofort eingeleitete Untersuchung ergab, daß der Verfasser der abgelehnten Stücke zwei Schredschüsse in der Aufführung abgab, um so



Luise Oske mit Attila Hörbiger in einer Szene von Maughams „Das Land der Verheißung“ in Prag (1922)

Neue Liebespaare - IN NEUEN FILMEN



René Deltgen und Carola Höhn in der Schlusszene des abenteuerlichen Films „Der grüne Kaiser“



Johannes Heesters und Gusti Wolf in der heiteren Liebesgeschichte „Das Abenteuer geht weiter“



Paul Klinger und Mady Rahl in dem Milieufilm „Ich bin gleich wieder da“



Und ein altes und doch ewig junges Liebespaar: Willi Fritsch und Lillian Harvey in ihrem neuesten gemeinsamen Film „Frau am Steuer“ Aufnahme: Ufa (3) Bavaria (1)



VON HEINZ SPECHT, KARLSRUHE

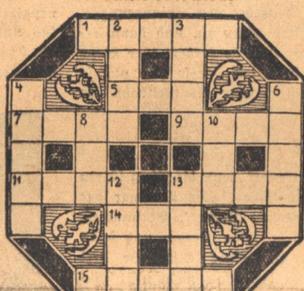
4. Fortsetzung
Zum Abendessen kaufen wir der Abwechslung halber Eier ein. Mit unserem Feldspaten sind geschwund einige Feuerlöcher ausgehoben, geeignete Kohle daneben geleistet, und schon brodelt die Eier, Müllerei, Schlenker...

der Zug einige Minuten an einem kleinen Bahnhof, und ausgerechnet in unseren Wagen steigen vier Blasmusikanten. Ein Solo unseres Ziehharmonikafspielers ruft auch die Blasmusikanten auf den Plan. Ein wahres Festspiel entspinnt sich. Da entdeckt einer der Musikanten unsere Ziehharmonikanten und läßt plötzlich einen hier wohlnützigen Vortragsfall auf uns niederschallen. Von all dem verheben wir aber nicht eine Silbe. Und mitten aus der aufstrebenden und zührenden Menge tut sich ein kleiner ca. 12jähriger Junge hervor — übersteht den auf uns niedergelassenen Vortragsfall. Der Trompetenbläser möchte nämlich mal ein Notenheft anheben. Gerne geben wir der Bitte nach. Was er wohl mit dem Heft anfängt? Er schlägt ein helles Lied an und spielt richtig: Kapriolen! Nachher, er hat das richtige Stück herausgegriffen.

der Zug auf einem von beiden Seiten mit Wasser umspülten Damm. Abwechslend sieht man sogar schon lange nicht mehr gesehene, grüne Rosenläden, die in der Dämmerung als Viehweiden und Pferdebesen zu erkennen sind. Endlich fährt der Zug mit großem Getöse in der Bahnhofshalle ein. Karnal Königin des Schwarzen Meeres! Vor dem Bahnhof stehen auf beiden Straßenseiten in langen Reihen mit weißen Tüchern ausgelegte Pferdebesen, deren Kutiger auf dem hohen Bod — es ist ulkig anzuschauen — fast alle eingeknickt sind. Es ist eine wahre Wohltat für uns, nach so langer Zeit wieder einmal auf geteerten Straßen und angenehmen Bürgersteigen sich bewegen zu können. Wir haben uns verhältnismäßig schnell auf der ziemlich entfernt liegenden Deutschen Schule durchgetragt. Der überaus lebensmüde Hausverwalter weist uns die Liebernachtsstätten zu, und müde, (Fortsetzung folgt.)

Köpfchen! Köpfchen!

Kreuzmörtel



Waagrecht: 1 Gärtnereigerät, 5 Teil der Kleidung, 7 Weisensatz, 9 deutscher Fluß, 11 Stacheltier, 13 Vogel, 14 Papagei, 15 Teil des Baumes.

Senkrecht: 2 Zahtwort, 3 kleine Bauernhütte, 4 Mühlenprodukte, 6 Fruchtform, 8 Gewässer, 10 Musikinstrument, 12 Ausdruck der Stimmung, 13 schmackhafter Fisch.

Silben-Rätsel

as — be — bi — dar — chen — dau — de — der — eis — el — eng — flo — gen — hi — i — lang — lauf — län — li — lot — men — mut — na — ne — re — ro — si — span — sta — ta — te — ter — ti — ti — tit — tow — un — ur — wald — weh

Aus diesen 40 Silben sind 16 Wörter von nachstehender Bedeutung zu bilden: 1 traurige Empfindung, 2 europäisches Volk, 3 Trodenfrucht, 4 deutscher Opernkomponist des 19. Jahrhunderts, 5 Witterungsercheinung, 6 deutscher Strom, 7 wildwucherndes Baum- und Pflanzenwachstum, 8 Wasserfahrzeug, 9 Richtigstellung, 10 Winterport, 11 alte Festungstadt bei Berlin, 12 unerwünschtes

Kaufmännisches Ergebnis, 13 weiblicher Vorname, 14 Insel im Stillen Ozean, 15 altes Heldegedicht, 16 Mitwirkender bei Theateraufführungen.

Die Anfangs- und Endbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben im Zusammenhang einen Sinnpruch (es gilt als nur 1 Buchstabe).

- 1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.

- 9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.

Silberversteck

Neunauge, Klee, Weil, Senat, Kefle, Ohren, Gutenbergs. Es ist ein Stichwort zu suchen, dessen einzelne Silben der Reihe nach verdeckt sind in vorstehenden Wörtern ohne Rücksicht auf deren Silbenteilung.

Eine Weisheit, die sich jeder merken sollte

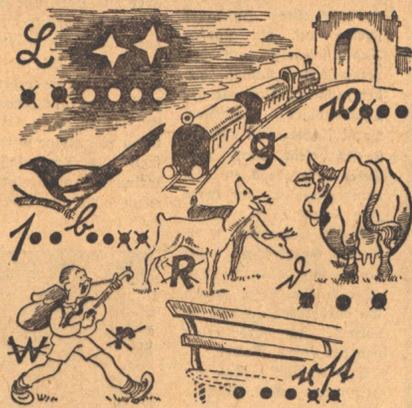
Идеи не умирают, но забываются.

Wer hat richtig erraten?

Diamant: S I L B E R, R O N I E, G A R T E N, R E S E D A, I N L E T, D R O H N E. Die feststehenden Buchstaben ergeben: Starb — Renais.

Umkehrkästel: Dornen, Eber, Feste, Reis, Coro, Hans, Curt, Erich, Detleger.

Worträtsel: Generalfeldmarschall.

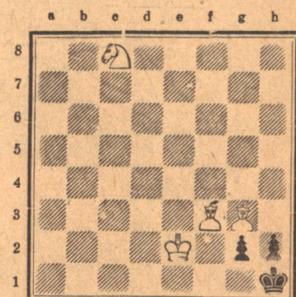


F. H. Schmidt, Bavaria-Verlag, Gauting vor München.

Schach

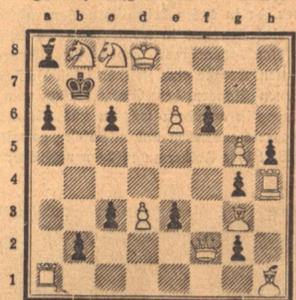
Leitung: Badischer Schachverband, Theo Weisinger, Durlach.

Folge 8 Faschnachtsaufgabe Nr. 1 — Autor?



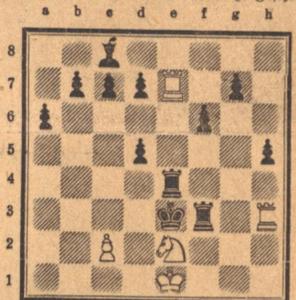
WeiB zieht und setzt in 7 Zügen matt. Auch ein Problem mit der Indischen Idee; mehrfache Verkettung. Es handelt sich darum, den Sch, der mattsetzt, ins Spiel zu bringen.

Faschnachtsaufgabe Nr. 2 — Autor?



Matt in einem Zug.

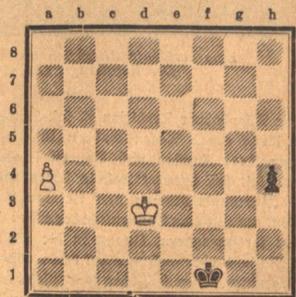
Faschnachtsaufgabe Nr. 3 von G. Fischer



Matt in gar keinem Zuge.

Ein merkwürdiger Fall!

Bei Kaffeepartien passieren manchmal die unglücklichsten Dinge. So erinnere ich mich, daß ich vor Jahren einmal gegen den „Löwen von Breiten“ gespielt habe. Mein Gegner wollte mit seinem Turm auf der 8. Reihe ziehen, aber es reute ihn dann wieder, und anstatt den verkehrten Turm wieder auf seinen Platz zu stellen, setzte er ihn außerhalb des Brettes und machte einen andern Zug, worauf ich dann mit meinem Turm auf der 8. Reihe mattsetzen konnte. Der „Löwe von Breiten“ merkte es nicht und fügte sich in sein Schicksal mit den bekannten Worten: „Nicht durch deine Klugheit, durch meine Dummheit hast du gewonnen!“ Er war taubstumm, aber das konnte man doch verstehen. Der bekannte Schweizer G. Fischer hatte einmal folgende Stellung:



WeiB (Fischer) am Zuge sah natürlich, daß er verloren war und zog deshalb scheinbar a4-a3, worauf Schwarz nach reiflichem Nachdenken h4-h5 zog und nach a2, h6, a1+ die Partie aufgab. Dann sagte er: „Weiß Gott, ich habe mir doch ausgerechnet, daß ich früher eine Dame bekomme. Bin ich nicht wesentlich nach der unrichtigen Seite gegangen?“ Fischer: „Nein, auch wenn Sie nach der andern Seite gegangen wären, würden Sie doch verloren haben. Bitte: 1. a4-a3 h4-h5, 2. a3-a2 h3-h2, 3. a2-a1+ h2-h1, 4. Da1-a7+ h2-h1, 5. Dg7-h2 h1-a1, 6. Kd3-e3 h2-h1, 7. Dd2-f2 matt. Sein Gegner: „Wie man sich doch täuschen kann! Ich sehe, daß ich immer verloren war.“ Lösungen zu obigen Aufgaben bis 28. Februar erbeten. Lösungen und Löserliste am 5. März 1939.

BRIEFMARKEN-ECKE

Die Einrichtung von Postanstalten in den deutschen Schutzgebieten

Bei Erwerb der Schutzgebiete 1884 und 1885 waren die Verkehrsverhältnisse noch nicht derart, daß sofort mit der Einrichtung von Postanstalten vorgegangen werden konnte, wenn gleich einzelne der Schutzgebiete, wie z. B. die Marshall-Inseln, schon rege Handelsbeziehungen unterhielten. Während der ersten Zeit des Bestehens der deutschen Schutzgebiete waren die dort anwesenden Europäer nur auf die Postförderung angewiesen, welche gelegentlich durch wenige Schiffe geboten wurde. In Togo hieß der deutsche Generalkonsul und Reichskommissar für die afrikanische Westküste, Dr. Nachtigal, zu Bagida am 5. Juli 1884 die deutsche Flagge. In Kamerun erfolgte die Besitzergreifung durch Flaggenhissung am 14. Juli 1884. Der Grundstock zu dem späteren Deutsch-Südwestafrika wurde 1888 durch die Erwerbung des Bremer Kaufmannes Vöhring in Angra Pena angesetzt. Am 24. April 1884 wurden die von Dr. Karl Peters (27. 9. 1896 — 80. Geburtstag) erworbenen Gebiete durch Kaiserlichen Schutzbrief vom 27. 2. 1885 unter den Schutz und die Oberhoheit des deutschen Reiches gestellt. In der Südecke wurde zuerst Neuguinea, nachdem bereits seit dem 17. November 1884 die deutsche Flagge geweht hatte, durch die

Ausstellung des Kaiserlichen Schutzbriefes für die deutsche Neuguineakompagnie vom 15. Mai 1885 unter deutscher Souveränität. Kurz darauf erfolgte die Erwerbung der Marshall-Inseln, bestehend aus den beiden Inselketten Ratak und Ralik und der Insel Naun. Die Hauptstadt war Jaluit. Besitzergreifung am 15. Oktober 1885. Die Klaufohnbucht und ihr Hinterland wurde am 14. November 1897 durch deutsche Marinekreuzfahrtschiffe besetzt. Durch den Schutzvertrag, mit China vom 6. März 1898 wurde das Gebiet auf die Dauer von 99 Jahren als Pachtgebiet auf Deutschland überlassen. Am 27. April 1898 wurde das Gebiet in ein deutsches Schutzgebiet umgewandelt. Die Karolinen mit den Palauinseln, sowie die Mariannen, gelangten durch Kaufvertrag mit Spanien vom 30. Juni 1899 in deutschen Besitz. Die Karolinen und Palauinseln wurden durch Kaiserliche Verordnung vom 17. November 1899 förmlich in Besitz genommen. Die langjährigen Kämpfe um Samoa zwischen England, Amerika und Deutschland und nicht zuletzt die Eingeborenen fanden ihren Abschluß durch Vertrag vom 14. 11. 1899 bzw. 16. 2. 1900. Deutschland erhielt die Insel Upolu und Samoa, wofür am 8. 6. 1900 die deutsche Flagge gehißt wurde.

Bei Deutsch-Ostafrika wurden die Teile Wituland und Zanzibar sehr bald an England abgetreten. In Wituland bestand die Postanstalt Lamu vom 22. November 1888 bis 31. März 1891, in Zanzibar vom 27. August 1890 bis 31. Juli 1891. In allen genannten Schutzgebieten wurden zunächst die Marken des deutschen Heimalandes, ohne besondere Kennzeichen, bei den Postanstalten der Schutzgebiete verwendet. Erst durch die Anbringung des Poststempels wurde ihnen das Kennzeichen verliehen, daß sie außerhalb des deutschen Reiches zur Verwendung gelangten. Diese noch unbedruckten Marken werden daher „Vorkäufler“ genannt. Sehr bald ging man dazu über, die deutschen Postwertzeichen mit einem Aufdruck zu versehen, der gewöhnlich diagonal über die Marke gelegt wurde und die Angabe der Kolonie und in einigen Fällen auch der abweichenden Währung: Pesa- und Rupien-Währung in Deutsch-Ostafrika, oder Dollar-Währung in China (Klaufohnbucht). 1900 kamen dann die bekannten Marken in Schiffszeichnung heraus, die bis zum Zusammenbruch unseres Kolonialreiches verwendet wurden. Wichtig ist die Kenntnis der Poststempel-funde, weil die Sammler auf dem Gebiet der deutschen Kolonien mit vielen Falschstempeln zu rechnen haben. Das Sammeln von Postwertzeichen unserer deutschen Kolonien ist ein Spezialgebiet geworden. Sehr viele wertvolle Einzelbelegen kann man nur an Sammlern von erstgelassenen Briefen anschaffen. Es gibt eine ganze Reihe von Spezialmarken in der deutschen philatelistischen Literatur, die uns die notwendigen Aufschlüsse vermitteln. Deutsche Kolonialpoststempel sind wich-

tige geschichtliche Dokumente, alle diese Dinge zusammenzutragen, zu ordnen und zu sammeln, ist eine höchst reizvolle Angelegenheit für den fortgeschrittenen Sammler. So wurden im Frühjahr 1916 deutsche Germania-Marken von den Postämtern Kifua und Mosorro ausfindig gemacht. Die Marken stammten von dem Dampfer „Adriana“, welcher in den Indisch-Ostindien einfiel und dort vernichtet wurde. Diese Marken wurden nur im inneren Dienst verwendet. Im März 1916 wurden im gleichen Schutzgebiete (Deutsch-Ostafrika) Marken zu 2/3 Heller violett, 7/8 Heller karmin und 1 Rupie karmin selber hergestellt, weil wegen des Krieges aus Deutschland keine Marken ankamen. Den Druck besorgte die Missionsstation in Buga bei Wilhelmshthal. Da jedoch vor Fertigstellung der Ausgabe neue Verhältnisse aus Deutschland mit dem Hilfsdampfer „Marie“ eintrafen, wurden die oben genannten Marken nicht in den Verkehr gebracht, sondern vergraben, bis sie im August 1921 nach Berlin gelangt waren. Die Marken sind durchstochen. Ein anderes Kuriosum: Schülle & Mayr, Schloss am 22. Dezember 1892 mit dem Kaiserlichen Gouverneur von Deutsch-Ostafrika einen Vertrag über die Herstellung einer Postverbindung zwischen Dar-es-Salaam und dem Viktoria-Nyanza. Sie ließen Marken in verschiedenen Wertstufen mit der Aufschrift „Schülle & Mayrs Afrikanische Seepost unter Contract mit dem Kaiserlichen Gouverneur Deutsch-Ostafrika“, in Vogen zu 25 Stück herstellen. Die Marken gelangten nicht in den Verkehr — weil das Reichspostamt deren Verwendung untersagte...

Carl-Labell.

ALSENBNORN

CIRKUS

Artistendorf im Pfälzer Land

Von Herbert Meininger

Nahe bei Kaiserlantern, der Saarpfälzischen Gauhauptstadt, liegt Alsenborn. Es ist eines der merkwürdigsten deutschen Dörfer, auch heute noch, obwohl seine große Zeit vorüber ist. Es gab eine Zeit, da die schönen Landhäuser und vorzugsgeschmückten Villen, die man am Eingang der Ortschaft findet, ausnahmslos Artisten gehörten, da in tiefen behaglichen Bauernscheunen Kamele überwinterten und in wohlverwahrten Ställen geschmeidige Raubkatzenkörper gegen die eisernen Gitter anbrachten. Es gab eine Zeit, da selbst die fleißigen, ausgiebigen Bauern des Pfälzerdorfes vom Alsenborner Artistengeist angeleitet wurden und Elefanten von einer Menagerie ausliehen und mit diesen gewaltigsten Tieren der Welt ihre Felder zu pflügen versuchten...

das Programm, das die göttlichen Bauern zu sehen kriegen, ist nicht unvollständiger und nicht weniger interessant, als es die späteren Vorstellungen vor zahlenden Besuchern zeigen. Und da begab es sich, daß ein Menageriebefehlhaber seinen Dorfgemeinden etwas Besonderes zeigen wollte, und er ließ aufrufen, daß hundert Mark demjenigen zufallen würden, der es wage —

Peter Feierabend wagte es. Er war ein junger Alsenborner Friseur, knapp dreißig Jahre alt, blond und schmal und fehrig gebaut. Er trat mit dem Dompteur in den eisenumschlossenen Löwentäfig ein, in dem fünf ausgewachsene Raubkatzen hockten. Und der Dompteur setzte sich auf einen Stuhl, mitten unter seine Bestien und Peter Feierabend stand dicht dabei und begann Scham zu schlagen. Er war ein Fachmann; ohne aufgeregt zu sein und ohne die kleinste Verletzung zuzulassen, rasierte er die linke Gesichtshälfte des Tierbändigers tadellos sauber. Die Löwen hockten auf ihren stets sprungbereiten Gelenken und sahen dem sonderbaren Auftritt zu. Als dann Peter Feierabend hinter dem Rücken seines Kunden wegtrat, um die andere Gesichtshälfte in Angriff zu nehmen, schnellte ein braungelber Körper durch den engen Käfig. Die Zuschauer schrien auf, mit starren Augen sahen sie auf den verzweifeltsten Kampf, den der junge Friseur und der Tierbändiger ausfochten. Panik flackerte auf und als sie sich gelegt hatte, war Peter Feierabend ein tolmüder Mann, der kurze Zeit darauf an den furchtbaren Verletzungen starb. Seine Grabinschrift beginnt mit den Worten: „Die wilden Tiere haben ihn verderbet...“ und sie schließt: „Ich wurde erlöst von der Löwen Mägen.“ Das Unglück geschah vor 28 Jahren, am 21. Februar 1911.

Ein Haus im Barockstil

Der Name des Zirkus Althoff ist weitbekannt. Er entstand aus kleinen Anfängen, erlebte seine Glanzzeit und schloß seine Kette vor 7 Jahren in Ehren zusammen. Er hatte den Wettlauf aufgeben müssen. Den wenigsten Mitgliedern der Familie, die sich dann in Alsenborn niederließen, verblieben ein stolzes und großes Haus und zahllose stolze Erinnerungen. Das Haus ist ein Herrenhaus, in der Barockzeit aus rotem Sandstein erbaut, mit reichprofilierten Fensterlisenen und einem schön geschwungenen Dach. Der untere Stock ist vermietet, aber die Zimmer und Korridore des oberen schmücken zahllose Bilder aus der Glanzzeit der Althoffs; verblühene Triumphkränze und Programmzettel in wilhelminisch-allegorischer Aufmachung, Pferdebilder und geknickte Eisenbeinlestanten, aus Indien mitgebracht, und eine Balalaika hängt an der Wand, dreieckig und von Nisni-Nowgorod stammend, und da liegen arabische Messingarbeiten und buntes indisches Flechtwerk.

Statt Flitter — Küchenschürze

Sophie Althoff war eine gefeierte Jongleuse und Kunstreiterin. Sie gab sich, als wir sie in ihrem Barocksaule aufsuchten, der bürgerlich-behaglichen Beschäftigung hin, ihren kleinen Sohn sorgfältig und adrett anzusehen. Jeden Morgen rekt und streckt der Kleine seine Glieder zu den Klängen der Lautsprecherorgana, denn er will Artist werden. Und Sophie, die Mutter und



Training im Winterquartier

Kunstreiterin, trägt auch eine Hausfrauenschürze, aber sie zeigt uns viele Managen-Photos und einen Brillantschmuck, der bei Villas in Barcelona eingekauft wurde. Und ihre Mutter, die den Küchenherd sachkundig versorgt, ist in vielen Ländern der Erde gewesen, weil sie ihre Tochter immer begleitete. Heute kocht sie die Milch für den kleinen Enkel und zehrt von Erinnerungen. Tochter, Ehefrau und Mutter hören zu, und dann erwacht wieder das alte Blut und sie fordert ihre Gäste auf, sie in den Keller zu begleiten, der so hoch und so weit ist, daß er den Althoffs früher als Reitbahn für ihre weißen Pferde diente.

Der seltsame Weinkeller

Die halbe Pfalz ist unterkellert, denn die Pfalz ist ein Weinland. Aber der Althoffische Keller ist einer der merkwürdigsten in diesem großen Wingert. Verstaubtes, verrostetes Artistengerät steht hier herum und dann nimmt die jüngere Althoff aus einer Schublade drei Weinflaschen, wie man sie in der Pfalz wohl nicht wiederfindet. Die Weinflaschen waren bunt und schlau, aber aus Holz, und Sophia stieg damit in den Hof und begann zu „arbeiten“. Die hölzernen Flaschen wirbelten durch die Luft, wurden aufgefangen und wieder hochgeschleudert. Wie seltsam wirkte die weiße Hausfrauenschürze am Körper der Kunstreiterin. Am anderen Ende des Hofes unterbrachen die Bauern ihre Arbeit und schauten zu. Die Artistin aber achtete nicht darauf; sie nahm vier kleine weiße Bälle und war nicht mehr Hausfrau und Dorfansässige, sondern wieder Zirkusartistin. Sie „arbeitete“ wieder, sie fühlte sich wieder einem, wenn auch nur drei Mann starken Publikum verantwortlich.



Sophie Althoff versucht noch einmal ihre Kunst... es glückt noch

„Es geht noch“, sagte sie ernst und sammelte die Bälle in der fittsamen Hausfrauenschürze. „Das auf dem Pferd zu machen, war ja weit schwieriger.“

Affen, Pongs, Limousinen

Es war am Rande der Ortschaft Alsenborn und es war ein geducktes altes finsternes Haus, das in jedem

Kriminalroman eine Rolle hätte spielen können. Ein Wohnwagen stand davor, hellbraun mit grünen Fensterrahmen, und eine alte starkmotorige Limousine, die als Zugmaschine verwendet wurde. In einem kleinen Stall hausten dressierte Affen und in einem etwas größeren zwei Zwergpferde mit pelzigem Fell und blanken, neugierigen Augen. Es war das Reich des kleinen Zirkus Antoni und seine Mitglieber waren in einer niedrigen dunklen Stube verammelt und spielten Karten. Eine alte Frau mit gelbem erloschenem Gesicht, lag reglos im



Aufn.: „Führer“ — Geschwindner (2), Ansmann-Archiv (2)

Bett. Viele kleine Kinder waren da und mehrere kleine Hunde, die sich ungebührlich, aber drollig, benahmten. Die Leute vom Zirkus Antoni rauchten selbstgedrehte Zigaretten und Zigarillos von zweifelhafter Qualität. Es sind Leute, die von der Hand in den Mund leben, aber es sind ehrliche Leute und gute Artisten, die immer bemüht sind, auf ihrem Gebiet das Beste zu leisten. Sie arbeiten stets unter Einsatz aller Kräfte und Fähigkeiten, besuchen die Messen und Jahrmärkte, kleine und große Städte, und zwingen jedermann verdienten Beifall ab.

Männer und Frauen und kleine Kinder, Hunde und Affen und Pongs sind unzertrennlich beisammen. Sie schlagen sich wader durchs Leben. Sie überwintern in Alsenborn und wenn der Frühling ins Land zieht, dann wird der robuste Motor der alten Limousine angelassen und die Truppe geht auf die Reise.

Die Antonis sind Gaukler im edelsten und farbigsten Sinne des Wortes. Die Grundsätze ihres Programms wurden vor Jahrhunderten entwickelt, sie unterliegen keinen Veränderungen und es will wenig besagen, daß an die Stelle der alten Fackeln und Karbidleuchten dreihundertkerzige Glühlampen getreten sind. In ihrem Programm gibt es keinen Bluff und keine Bauernfängerei. Sie arbeiten unermüdet und ehrlich.

Es ist kalt und es regnet und die weißen Dächer erscheinen grau. In warmen Ställen stehen starke Bauerngänse und in anderen daneben schlafende Artistenpferde. Es riecht nach Abendessen. Alsenborn, Heimat und Winterquartier der Artisten, verfinstert im frühabendlichen Dunkel.



Eine berühmte Attraktion im Zirkus Corty-Althoff im Jahre 1893. Der Rapphengst Osman Pascha als Luftschiffer

Die Alsenborner Tradition ist fast hundert Jahre alt. Seit jenen ersten Tagen wohnen in dem freundlichen Pfälzer Dorf Artisten und Bauern friedlich nebeneinander. Seit fast hundert Jahren überwintern in Alsenborn Zirkusunternehmen und kleinere Artistengemeinschaften, um mit dem Sonnenlicht der ersten Frühlingstage wieder fortzuzwandern, hinaus in die Welt, nach Wien, nach Mailand oder auch nur auf den nächsten Jahrmart, der irgendwo neben sachlichen Gastfesseln oder ehrwürdigen kleinkäuflichen Mauern seine knalligen Farben leuchten läßt. Alsenborn war und ist Winterquartier der ewig Wandernden, Stützpunkt für die Träger berühmter und unberühmter Namen.

Der Friseur im Löwentäfig

Berühmte und namenlose Artisten, ganze Zirkusdynastien haben sich auf dem kleinen wohlgepflegten Alsenborner Dorffriedhof beisehen lassen. Und da steht neben vielen anderen ein hochtragender Gedenkstein und er erzählt eine Geschichte. Es ist eine traurige Geschichte. Bevor die Nomaden aus Alsenborn aufbrechen zu neuer Fahrt und neuer Arbeit, geben sie in Alsenborn ein Gastspiel zu dem das ganze Dorf eingeladen ist; und